Das Graue Haus

oder

die Wilddiebe.

Nach

Elie Berthet's:

Le garde-chasse.

Deutsch

von

Dr. F. Gries.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Ch. E. Kollmann.

1855.

Das Graue Haus,

oder

die Wilddiebe.

Zweiter Theil.

I.

Mann und Frau.

Herr von Ganges kehrte eben so schnell aus dem Zimmer seiner Gemahlin zurück, als er hineingegangen war, und kam, die Laterne in der Hand haltend, die Treppe wieder hinab. Seine Züge schienen indeß minder zerstört, doch las man in ihnen noch einen unbestimmten Ausdruck von Zweifel und Zorn.

„Madame schläft, sagte er in aufgeregtem Tone; ich werde sie morgen früh sprechen . . . . Aber wo ist Franz? Hat man diesen verdammten Franz noch nicht aufgefunden?"

In diesem Augenblicke trat Julius ein; Franz

war nicht in seinem Zimmer; man wußte nicht, was ihm zugestoßen sein konnte.

„Der Elende, sagte der Graf, indem er mit dem Fuße stampfte, soll die mir bereitete Angst schwer büßen! . . . Und hat er nicht mir völlig genügende Gründe anzugeben, dann wehe ihm."

Diese Worte ließen die Umstehenden erzittern. Während sie sich nun gegenseitig mit fragenden Blicken betrachteten, wurde die äußere Thür ungestüm geöffnet, und Fanchette stürzte mit in Unordnung sich befindender Kleidung in den Vorhof.

„Zur Hülfe, rief sie mit gebrochener Stimme, zur Hülfe! mein unglücklicher Vater . . . ."

Sie endete nicht, denn ihr Vater stand vor ihr und lachte ihr freundlich zu. Das arme Kind stieß einen Schrei der Freude aus, stürzte auf den Aufseher los und fiel halbtodt in seine Arme.

Mehrere Frauen eilten zu ihrer Hülfe herbei und überhäuften Vinet mit Fragen, auf die er eine Antwort nicht zu geben wußte. In dem Augenblicke, wo dieses sich ereignete, hatte der Graf eben seinen Fuß auf die Treppe gesetzt, um sich, auf Julius' Anzeige, daß Alles bereit sei, in sein Zimmer zu begeben; erst jetzt erinnerte er sich an

Vater und Tochter, an die er bisher, da sein Kopf von anderen Gegenständen erfüllt war, nicht gedacht hatte. Er trat daher zurück und sagte, ohne auf die väterliche Angst des Aufsehers Rücksicht zu nehmen, in rauhem Tone:

„Herr Vinet, da ich weder Spione noch Spioninnen leiden mag, so sind Sie von diesem Augenblicke an aus meinem Dienste entlassen; in drei Tagen werden Sie das Graue Haus verlassen haben .... Sie hören es, Dubreuil, fuhr er, sich an den Verwalter, welcher eben die Treppe herabkam, wendend, fort; Sie werden die Rechnung mit Herrn Dubreuil in Ordnung bringen, ich will ihn nicht länger auf meinen Besitzungen haben."

Dubreuil sowohl wie die Dienerschaft waren über dieses Uebermaß von Strenge bestürzt, doch wagte Niemand, einen Laut von sich zu geben. Anlangend den Aufseher, so überließ dieser seine Tochter, die wieder zu sich zu kommen schien, nun der Pflege einiger Frauen, und sagte ehrerbietig zu dem Grafen:

„Ich habe mich gegen Sie vergangen, Herr Graf, und habe daher kein Recht, mich zu beklagen .... Zwanzig Jahre habe ich im Dienste

der Frau Gräfin gelebt und glaubte, in demselben zu sterben. Ist dieser Trost mir versagt, so möge Gottes Wille geschehen . . . . Bevor ich mich aber entferne, muß ich Ihnen noch einen letzten Bericht in meiner Eigenschaft als Aufseher abstatten. Es ist im Walde ein Verbrechen begangen worden. In Folge eines abscheulichen, listigen Anschlags der Wilddiebe ist ein Mensch in den Steinbruch gefallen und aller Wahrscheinlichkeit nach darin umgekommen."

„Und kennen Sie ihn nicht?" fragte der Graf mit Interesse.

Vinet erzählte Alles das, was er wußte.

„Es ist das ein trauriges Ereigniß, sagte Herr von Ganges; sehen Sie selber nach, Dubreuil, nehmen Sie Leute, die den Verunglückten herschaffen. Es wäre seltsam, wenn dies . . . . Oh! wer wird mir über die Geheimnisse dieser entsetzlichen Nacht Licht geben?"

Er stampfte mit dem Fuße und zog sich wieder in sein Zimmer zurück.

Wenige Augenblicke später traten Vinet, Dubreuil und vier Burschen vom Gute, mit Stricken und Fackeln versehen, ihren Weg zum Walde wie-

der an. Die von so vielen Erschütterungen erschöpfte Fanchette wurde während der Abwesenheit ihres Vaters der Haushälterin des Schlosses anvertrauet.

Gegen Morgen kehrte die kleine Truppe, Franz auf einer Bahre tragend, wieder zurück. Der Unglückliche, dem beide Beine gebrochen waren, war völlig bewußtlos . . . . Nichts desto weniger athmete er noch und man wandte daher alle die Sorgfalt an, welche seine traurige Lage erheischte.

Am anderen Morgen hörte der Graf von Ganges, in seinem Zimmer sitzend, zerstreut den Bericht Dubreuil's über seine nächtlichen Verrichtungen an.

„Es ist möglich, sagte der Verwalter, daß der Vorfall am Steinbruche durch Böswilligkeit herbeigeführt worden ist. Indeß haben weder der Ortsvorsteher von Saint-Leger noch der Friedensrichter bei der allergenauesten Prüfung die frische Spur einer Säge oder eines Beils an den Trümmern der Brücke finden können. Das Verbrechen, wenn es überhaupt ein Verbrechen ist, ist daher sehr geschickt verheimlicht worden. Es bleiben nur die Aussagen Binet's und seiner Tochter; der Aufseher

hat jedoch nur ein Individuum bemerkt, das in dem Augenblick, wo Franz hinabstürzte, laut lachte; die Kleine hat nur die Stimme eines Menschen gehört, und obendrein theilte ihr diese Stimme eine falsche Nachricht mit. Eine gerichtliche Untersuchung scheint daher ohne Nutzen und der Wahrscheinlichkeit nach muß dieses traurige Ereigniß auf Rechnung des Zufalls gesetzt werden. Indeß haben wir nicht begreifen können, weshalb Franz, ein bejahrter Mann mit regelmäßigen Gewohnheiten, in der Nacht das Schloß verlassen und sich in den Wald begeben hat."

„Diesen Punkt werde ich aufklären können, aber auch nur diesen Punkt, entgegnete Herr von Ganges; ich selbst habe Franz geschrieben, daß er mich in der vorigen Nacht im Grauen Hause erwarten solle, indem ich der Gräfin eine angenehme Ueberraschung (er betonte das Wort angenehme mit einer gewissen Bitterkeit) bereiten wollte. Auf dem Wege, um meinen Befehlen nachzukommen, hat er sich wahrscheinlich, Binet, den er nicht erkannte, fürchtend, in den Steinbrüchen verirrt . . . Ich bin um so mehr über dieses Unglück betrübt, als Franz der Einzige ist, welcher mir über Angelegenheiten,

die für mich vom allergrößten Interesse sind, Auskunft geben kann .... Nun aber, wie befindet er sich heute früh, mein theurer Dubreuil? ... Ist sein Bewußtsein schon wiedergekehrt?"

„Nein, Herr Graf; es hat sich seiner ein hitziges Fieber bemächtigt. Auch erklärt der Arzt, daß, wenn es ihm ja gelingen sollte, ihn zu retten, Franz, wegen der erhaltenen heftigen Gehirnerschütterung, doch seinen Verstand nie wieder vollständig erhalten wird."

Herr von Ganges schien über diese Aussage sehr bestürzt, sank in seine Träumereien zurück und schien nicht mehr an Dubreuil zu denken. Dieser indeß zog sich nicht zurück und erwiederte, nach einem kurzen Warten, mit Kühnheit:

„Ich weiß, Herr Graf, wie strafbar der arme Vinet gegen Sie ist; dennoch aber gestatten Sie mir, einige Worte zu seinen Gunsten zu sagen. ... Im gewöhnlichen Laufe des Lebens ist er ein schlichter Mann, obgleich er eine seltene Umsicht in der Ausübung seines Amtes zeigt; deshalb müssen die Dunkelheit, seine Aufregung in Folge des Ereignisses bei dem Steinbruche, Ihre Verkleidung, und, was er selbst eingestanden hat, ein gestern Abend

zu viel getrunkenes Glas Schnaps endlich, für Etwas gerechnet werden, die Schwere seines Fehlers zu mindern. . . . Ich bitte Sie daher inständigst, diesen unglücklichen Familienvater seines Brodes nicht berauben zu wollen. . . . Er und die Seinigen sind der Frau Gräfin so durchaus vollständig und ehrfurchtsvoll ergeben . . ."

„Ah! fragte der Graf von Ganges, indem er den Kopf erhob, diese Leute sind also meiner Gemahlin sehr treu ergeben?"

„Bis zum Tode, Herr Graf, sagte der Verwalter mit Eifer; Vinet hat seit vielen, vielen Jahren die Aufsicht auf der Besitzung la Rochette geführt und hat die gnädige Frau als Kind gekannt; ich habe ihn neulich, als er dieselbe wiedersah, weinen gesehen."

Ein eigenthümliches Lächeln zeigte sich auf den Lippen des Herrn von Ganges.

„Es ist gut, entgegnete er, ich werde diese Leute noch ein Mal sehen und wenn sie endlich aufrichtig sein wollen . . ."

„Sie würden also den armen Teufel nicht entlassen? fragte Dubreuil mit Genugthuung; ach, Herr Graf, das wäre ein fürstlicher Edelmuth, und Ihr

Wildpret würde sich dabei nur besser befinden, denn Vinet allein ist fähig, Aufseher im Grauen Hause zu sein.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; ein sorgfältig gekleidetes Kammermädchen in schönem Haarputz (dasselbe Kammermädchen in bloßen Füßen aus der vorigen Nacht) hüpfte herein, um anzukündigen, daß die Frau Gräfin aufgestanden sei und ihren Gemahl sehr ungeduldig erwarte.

„Ich werde kommen, sagte der Graf von Ganges mit Zittern; benachrichtigen Sie meine Gemahlin, daß ich Ihnen auf dem Fuße folge.“

Das Kammermädchen zog sich zurück. Der Graf beendete in einer fieberhaften Aufregung seinen Anzug. Er gab Dubreuil dabei nur einsylbige Antworten bei seiner mit Wärme geführten Vertheidigung Vinet's. Endlich antwortete er ihm gar nicht mehr, ließ den Verwalter mitten in einem Redefluß stecken, indem er plötzlich davon eilte.

Diese Zusammenkunft der beiden Ehegatten mußte in der That wohl eine sehr bedeutungsvolle sein, denn der Graf selbst fühlte ein gewisses Mißtrauen in sich entstehen. Er besaß nicht diese ausgezeichnete Bildung, die die Leidenschaften und Ereig-

nisse sich unterwirft; seine Erziehung war sehr vernachlässigt worden; eine vollständige Anwendung seiner Weltkenntnisse brachte es selbst nicht dahin, die Unentschlossenheit seines Geistes nicht merken zu lassen. Das Gefühl seiner persönlichen Würde und der Instinkt der Schicklichkeit genügten ihm, ihn unter gewöhnlichen Verhältnissen zu leiten; jedoch durch geheimen Verdacht beunruhigt, wie er dies jetzt war, aus dem rechten und leichten Wege seines gewöhnlichen Lebens, ohne Folgeregel, ohne Führungsplan geworfen, fürchtete er gleichzeitig sowohl seinen Jähzorn, wie seine Schwächen.

Nichts desto weniger ging er sehr schnell; als er indeß die Thür des Zimmers seiner Frau erreichte, glaubte er seine Willenskraft schwinden zu sehen. Er blieb stehen.

„Vielleicht, murmelte er, würde ich besser thun, wenn ich sie gar nicht sähe!"

Aber eine Ueberlegung ganz entgegengesetzter Art riß ihn fast eben so schnell wieder fort. Er drückte mit einer schnellen Bewegung auf das Schloß und trat hastig ein.

Die Gräfin befand sich in einem kleinen, gefallsüchtig möblirten, vor ihrem Schlafzimmer be-

findlichen Saale, und sie selber war gekleidet, als wollte sie einen hohen Besuch empfangen. Als der Graf eintrat, stand sie von ihrem Sessel auf und gab der Kammerfrau ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen.

Herr von Ganges hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen, eine heitere Miene angenommen.

„Guten Morgen, meine Theure", redete er sie an, indem er ihr die Hand küßte.

Die Gräfin hatte zuerst die Absicht, ihre Zuflucht zu einer kalten Würde zu nehmen; aber beim Anblicke dieses Mannes, den sie so sehr geliebt hatte, flossen ihre Thränen im Uebermaß.

„Ach! mein Herr, sagte sie mit erstickter Stimme, haben Sie sich endlich meiner erinnert?"

Der Graf konnte sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren. Hatte Leocadie ihn betrogen, was mit jedem Augenblicke zweifelhafter wurde, mußte er dann nicht die ganze Schuld auf sich allein nehmen? Er versuchte, sich durch Ironie aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Man vergißt Sie nicht so leicht, Madame, antwortete er; was mich betrifft, so habe ich mich viel mit Ihnen beschäftigt; in der letzteren Zeit so-

gar viel mehr, als Sie dies selbst wohl sich einbilden dürften."

Die Gräfin fuhr fort zu schluchzen. Herr von Ganges ließ sie Platz nehmen und setzte sich ihr gegenüber.

„Bitte, bitte, beruhigen Sie sich, fuhr er schon sanfter fort; Sie dürften mir zu bedenken geben, daß meine Anwesenheit Ihnen nicht angenehm ist, und daß meine Ueberraschung nicht denjenigen Erfolg bei Ihnen hat, den ich mit Recht erwarten zu können glaubte!"

Die Gräfin strengte sich an, ihre Aufregung zu bemeistern.

„Geschah es vielleicht in der Absicht, mir zu gefallen, mein Herr, sagte sie nun ihrerseits melancholisch, daß Sie mitten in der Nacht, unverhofft und unter ziemlich sonderbaren Umständen, wie man behauptet, hier eintrafen? ... Ich bitte Sie, mein Herr, seien Sie freimüthig; ich besitze nicht mehr so viele Macht über Sie, um Sie, auch nur auf einen Augenblick, Ihren Vergnügungen, Ihren Zerstreuungen entziehen zu können. Was kümmern Sie sich darum, wenn ich mich in Kummer und Einsamkeit aufzehre? Was kümmern Sie sich

darum, wenn ich den Tag beklage, an dem Sie mich meiner Selbstständigkeit als junges Mädchen entrissen haben, um mich in Gesellschaft Ihrer Dienerschaft und Ihrer Aufseher auf diesen Landsitz zu verweisen? Was kümmern Sie sich darum, wenn Sie ohne Mitleid mein Herz gebrochen, wenn Sie mich allen den schlechten Eingebungen eines verletzten Stolzes und der Verzweiflung überlassen haben? . . . Gestehen Sie nur offen, mein Herr, Sie sind ganz allein der Hirschjagd wegen hierher gekommen, und suchen Sie die Höflichkeit wenigstens nicht so weit auszudehnen, um mir diese Ehre erweisen zu wollen. —"

Herr von Ganges nahm dieses Erstaunen wie ein Mann auf, der das Recht zu haben glaubt, sich beklagen zu dürfen, der sich aber selbst unter einer Lawine von gerechten Klagen zu Boden gedrückt sieht.

„Und dennoch, fuhr er fort, habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt; nur Ihretwegen, Madame, nur Ihretwegen allein, bin ich nach Saint-Leger gekommen."

„Dann darf ich mich eines neuen Unglücks, einer neuen Erniedrigung versehen, sagte Leocadie mit dumpfem Tone. Reden Sie daher, mein Herr; auf was soll ich noch verzichten? Seit ich Ihre

Zuneigung verloren, und seit ich Alles angestrengt habe, um aus meinem Herzen die Liebe, welche ich für Sie hegte, zu verbannen, kann ich Alles ertragen, Alles empfangen, denn mein Unglück würde sich dadurch nicht vergrößern."

Es war ohnmöglich, freimüthiger und geschickter eine Erklärung zu fordern; der Graf jedoch wagte nicht, seiner Gemahlin auf den von ihr gewählten Boden zu folgen.

„Sie beurtheilen mich schlecht, Madame, sagte er in einem offeneren Tone; ich kann darauf Anspruch machen, niemals gegen die Rücksichten gefehlt zu haben, welche ich Ihnen schuldig bin. Ist es mein Fehler, wenn Rücksichten auf Vermögen und Stellung, Ihr schlechter Gesundheitszustand, und leider Vorurtheile, welche ich beklage, denen ich aber nothwendiger Weise mich unterwerfen muß, uns auf einige Zeit getrennt haben? Zu verschiedenen Malen habe ich Ihnen den Vorschlag gemacht, dem Könige die Entlassung aus meiner Stellung bei Hofe anzubieten, und stets haben Sie mich davon abgehalten. Kommt es daher wohl Ihnen zu, mir wegen dieser Trennung Vorwürfe zu machen, da Sie diese selbst für unumgänglich

nothwendig gehalten haben, und unter der ich vielleicht eben so viel leide, als irgend Jemand?"

„Ich mache Ihnen durchaus keine Vorwürfe, mein Herr", entgegnete die Gräfin etwas stolz.

Dann anderen Gefühlen weichend, bedeckte sie ihr Gesicht und sagte in einem Tone, in dem der tiefste Schmerz sich kundgab.

„Ach! Gustav, Gustav, weshalb haben Sie mich verlassen?"

Auf diese so freie, so direkte Ausforderung wurde der Graf weicher gestimmt.

„Allerdings bin ich strafbar gegen Sie, Leocadie, ich erkenne das an; ich habe Sie sehr vernachlässigt, und das Leben, welches Sie hier führen, hat nichts Anziehendes, das gebe ich zu; aber, Leocadie, sollte es nicht möglich sein, daß Sie noch viel strafbarer gegen mich sind?"

„Ich erwarte, mein Herr, entgegnete die Gräfin mit schnell wieder gewonnener Ruhe, daß Sie mir mein Verbrechen nennen."

Herr von Ganges fühlte seine Verlegenheit wiederkehren und schwieg.

„Leocadie, fragte er endlich, während er einen verstohlenen Blick auf sie warf, haben Sie wirklich

einen so festen Schlaf, daß Sie mich in der vorigen Nacht, als ich in ihr Zimmer trat, nicht sollten gehört haben?"

Die Gräfin erröthete leicht; dann streckte sie die Hand nach einem kleinen Fläschchen aus, welches auf einem lackirten Leuchterstuhl stand, und dessen Etiquette den Namen „Laudanum" trug.

„Sehen Sie, mein Herr, stammelte sie, das Mittel, wodurch ich mir ein wenig Schlaf verschaffen muß?"

Der Graf stand nachdenklich auf und machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Leocadie, antwortete er langsam, ist es schon lange, daß Sie unsere guten Nachbarn von Barneville nicht gesehen haben?"

„Die Baronin ist neulich mit Ihrem Sohne hier gewesen, um mir einen Abschiedsbesuch zu machen. Herr Eduard von Barneville wird diesen Morgen nach dem mittäglichen Frankreich, wo er eine bedeutende Stellung in der Staatsverwaltung einnehmen wird, abgereist sein."

„Er ist abgereist! rief der Graf zitternd; er hat diese Gegend verlassen? Sind Sie dessen gewiß, Madame?"

„Ohnstreitig . . . . Aber in wie fern hat dies für Sie Interesse, mein Herr?“ fragte sie, ihr schwarzes, glänzendes Auge auf ihren Gemahl heftend.

Die Sicherheit dieser Stellung, die augenscheinliche Offenherzigkeit der Gräfin warfen Herrn von Ganges in einen Abgrund von Zweifel.

„Nun begreife ich nichts mehr, sagte er in Aufregung; sollte man mich betrogen haben? . . . . Um des Himmels Willen, Leocadie, antworten Sie mir ohne Umschweife . . . . Hatte der unglückliche Franz irgend einen Grund, Sie zu hassen?“

Die Augen der Gräfin trübten sich von Neuem.

„Es ist möglich, sagte sie, daß ich mich gegen ihn launenhaft, eben so wie gegen alle diejenigen gezeigt habe, welche sich mir nahen . . . ich habe zu viel gelitten! Dennoch kann ich nicht glauben, daß Franz mich hassen sollte; denn nach jedem meiner launischen Anfälle habe ich ihn mit Wohlthaten überschüttet und er schien von meiner Erkenntlichkeit durchdrungen zu sein. Wie so gar oft habe ich ihn Ihre Rückkehr herbeiwünschen gehört, welche, seiner Meinung nach, alle meine lange Weile en-

den würde! Häufig sagte er mir, daß der Tag, an welchem Sie nach Saint-Leger zurückkehren würden, der glücklichste seines ganzen Lebens sein werde!"

Diese vielleicht berechneten Worte erzeugten in dem Geiste des Grafen eine neue Idee.

„Warten Sie! rief er, während er sich vor die Stirn schlug; wenn dies eine List wäre? . . . . Wenn dieser treue Diener, indem er Sie so traurig sah, sich in den Kopf gesetzt hätte, selbst auf die Gefahr hin, meinen Zorn auf sich zu laden, mich zu täuschen, blos um eine Annäherung zwischen uns beiden herbeizuführen? Auf diese Weise würde sich sein so unbestimmter und verworrener Brief deuten lassen. Nicht wissend, wie er sich zu benehmen habe, um mich dahin zu bringen, Paris zu verlassen, hat er seine Zuflucht zu dem reizbarsten Gefühle eines Mannes von Ehre nehmen zu müssen geglaubt . . . . Ja, ja, so wird es sein . . . . Aber wenn ich recht geurtheilt habe, fuhr er, die Gräfin in großer Aufregung anblickend, fort, wenn ich recht geurtheilt habe, Leocadie . . ."

Frau von Ganges ließ den Kopf sinken.

„Ich weiß nicht, weshalb Sie sich anklagen, murmelte sie, ich weiß nur, daß Jeder von uns verzeihen muß, damit ihm verziehen werde."

Aber schon schien der Graf in seine Unschlüssigkeit zurückgefallen.

„Es genügt, sagte er; wenn Franz wieder zur Besinnung kommt, soll er schon reden müssen. In dieser Erwartung muß ich bei gewissen Personen Erkundigungen einziehen .... Leben Sie wohl, Madame, fügte er, der Gräfin die Hand küssend, hinzu; diese Unterhaltung hat mein Inneres schon von einer schweren Last befreit; ich hoffe indeß, daß jedes Gewölk in Kurzem zerstreut sein wird, und ich werde Ihnen dann alle meine Irrthümer frei bekennen, wenn ich mich geirrt haben sollte."

Er grüßte fast lächelnd und entfernte sich.

Als sich die Gräfin nun allein sah, warf sie sich wieder in ihren Lehnstuhl und fing an zu schluchzen.

„O, mein Gott! murmelte sie, ihn so zu betrügen! Nie würde ich dazu die Kraft gehabt haben, wenn ich ihn nicht liebte!"

Dann fuhr sie nach augenblicklichem Stillschweigen zu sich selber fort:

„Ich habe die Gewißheit, daß von Franz's Seite

nichts zu fürchten ist . . . Eduard ist ohne Zweifel abgereist . . . Und wenn sich nun das junge Mädchen treu zeigt, dann wird dieses fürchterliche Geheimniß mich nicht mehr beunruhigen . . . außer in der Tiefe meines Gewissens!"

II.

Das Zusammentreffen.

Fast um dieselbe Stunde war Susanne Vinet, die sich von ihrem Schrecken vollkommen erholt hatte, mit einigen häuslichen Arbeiten vor der Thür ihrer Wohnung beschäftigt. Ein Mann schlich vorsichtig die Allee'n entlang und näherte sich ihr mit einem leichenähnlichen Gesicht: es war Hironymus Rouiller. Der Schulmeister, welcher einen kleinen Korb unter dem Arme trug, schien es, wie gewöhnlich, eilig zu haben und einen Auftrag für seinen Pfarrer auszurichten.

„Guten Morgen, Madame Vinet, sagte er in seinem süßlichsten Tone! Ei, ei! haben wir was Neues erfahren?"

„Ah! sind Sie es, Herr Rouiller, antwortete die gute Frau mit zurückhaltender Miene; ich habe in der That eine furchtbare Nacht verbracht und würde meinem Todfeinde keine ähnliche wünschen. . . . Aber an wem liegt die Schuld? fuhr sie mit leiser Stimme fort, Sie, Sie wissen es ohne Zweifel, da Sie mir die Versicherung gaben, die Andern würden meinen armen lieben Mann niemals angreifen."

„Heilige Jungfrau! sollte ihm ein Unglück zugestoßen sein? fragte der Schulmeister mit einer vollständig gespielten Unruhe; ich hatte noch nicht sagen hören . . ."

„Es ist ihm, Gott sei Dank, nichts Uebles widerfahren! Aber die unter Herrn Franz, den man in Stücken nun herausgezogen hat, eingestürzte Steinbruchbrücke, ist das etwa zum Lachen. Die ganze Welt glaubt, daß diese Fuchsfalle für Vinet bestimmt gewesen sei."

„Jesus mein Heiland! wie ist doch die Welt so schlecht! Herr Dubreuil, der Ortsvorsteher und der Friedensrichter haben indeß heute früh das wohl nicht gefunden, denn das Protokoll besagt, daß die Brücke zufällig gebrochen sei . . . . Ueberdies

wissen Sie, meine theure Madame Vinet, daß ich kein Freund dieser Leute bin; ich kenne einen oder zwei von ihnen, mit denen ich in allen Ehren spreche. Vielleicht giebt der gute Gott, daß sie sich bekehren, wie unser Herr Pfarrer immer sagt, und ich werfe daher auch keinen Stein auf den Sünder .... Ich kann ihnen nur gute Rathschläge geben und sie zum Guten zurückzubringen suchen."

Diese Worte wurden in einem scheinheiligen Tone hervorgebracht; der Schulmeister rollte seine großen, feurigen Augen und sah gen Himmel.

„Ah so! fuhr er in einem verschiedenen Tone fort, ist denn das, was erzählt wird, wahr? Man versicherte, es seien dies aber gewiß dumme Redensarten, Vinet sei von dem Grafen abgesetzt worden und werde noch heute das Graue Haus verlassen?"

„Ja wohl, ist es wahr, Herr Rouiller, erwiederte Susanne, und alle Heiligen des Paradieses seien dafür gepriesen! Ja, mein Mann hat so viel Klugheit besessen, eine Dummheit zu begehen; man jagt ihn nun fort, er ist nichts mehr. Noch heute, spätestens morgen, reisen wir von hier ab, und wenn es sein kann, hundert Stunden weit ... Ich werde vor Freude fast wahnsinnig."

In ihrer Hitze hatte sie etwas zu laut gesprochen, denn es rief Jemand aus dem Innern des Hauses:

„Ei, Hühnchen, mit wem sprichst Du denn da draußen? Es würde wohl anständiger sein, Besuche im Hause zu empfangen.“

„Das ist gewiß, sagte die Hausfrau mit Eifer; treten Sie näher, Herr Schulmeister, und ruhen Sie ein wenig aus.“

„Wie, sagte Rouiller verlegen, Sie wollen . . .“

„Warum nicht? Binet wird sehr zufrieden sein, denke ich, Sie zu sehen.“

Der Schulmeister zögerte noch immer.

„In der That, murmelte er endlich, warum sollte ich diesen würdigen Aufseher nicht besuchen? . . . er ist ja nichts mehr.“

Und er folgte Susanne auf dem Fuße in das Zimmer im Erdgeschoß, wo Fanchette und Vater Binet sich befanden. Das junge Mädchen war schon damit beschäftigt, die Effecten der Familie wieder in dieselben Kisten zu packen, aus denen man sie erst vor so kurzer Zeit genommen hatte; während sie aber diese häuslichen Pflichten erfüllte, seufzte sie öfters tief auf. Der vor einem Tische sitzende Aufseher blät-

terte betrübt in einigen schmutzigen, mit großen Buchstaben beschriebenen Stücken und Streifen Papier umher. Beim Erblicken des Besuchenden stieß er sogleich seinen Lieblingsausruf: „Ah! zum Henker!" aus, schwieg jedoch sogleich wieder und begnügte sich damit, einen prüfenden Blick auf Hieronymus Rouiller zu werfen.

Diesem schien unheimlich zu Muthe zu werden, er grüßte sehr tief.

„Herr Aufseher, stammelte er, man behauptet, Sie wollen diese Gegend verlassen, und ich komme, Ihnen meine ganze Theilnahme zu bezeigen . . ."

„Binet, unterbrach ihn Susanne, indem sie dem neuen Gaste einen Stuhl anbot, dies ist der Herr Schulmeister von Saint-Leger, der Posaunenbläser in der Pfarrkirche!"

„Posaunen-, Schlangenbläser! Henker! Er ist in der That . . . Schlange! sagte der Aufseher spöttisch; aber wir kennen uns schon . . . nicht wahr, wir kennen uns recht gut, Herr Posaunen- und Schlangenbläser? Ich möchte wetten, daß Sie zuweilen an mich gedacht haben, denn auch ich habe oft an Sie gedacht . . . Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie mir nicht den ersten Besuch, den

ich überhaupt hier erhalten, abgestattet hätten; denn aufrichtig, wir unterhielten uns durch den Schornstein . . . . Dessen ungeachtet interessire ich mich in Rücksicht auf Sie sehr lebhaft; wollen Sie zum Beispiel von mir die genaue Länge Ihres Fußes wissen? es wird dies durchaus leicht sein!"

Er suchte nun schleunigst in den auf dem Tische liegenden Papierstreifen.

„Eilf Zoll! fuhr er fort; jedoch bei meiner Ankunft hatten Sie nur drei Nägel auf der rechten Seite Ihrer Fußsohlen und seit gestern Abend befinden sich sieben darauf; nun sagen Sie, Herr Schulmeister, paßt dieser Nachweis? Zeigen Sie einmal Ihr Fußwerk."

Rouiller zog seinen Fuß zurück; indeß stellte er sich, als ob er dies als einen Scherz ansehe."

„Ah! Herr Vinet, sagte er, ich sehe, Sie lieben es, Jemand zum Besten zu haben . . . . Wahrhaftig, der Spaß ist nicht schlecht; ich, ein öffentlicher Beamter und Bürger von gutem Rufe, stehe im Verdacht, Wilddieb zu sein! Diese Idee ist wirklich so spaßhaft, so belustigend."

Er brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus. Vinet sprang von seinem Stuhle auf.

„Dieses Lachen habe ich schon gehört, rief er, es ist kaum einige Stunden her . . . ja! ja! es ist ganz dasselbe, nur daß das vorige noch viel freier und minder unangenehm war!"

Hieronymus war aufgestanden; seine Stirn faltete sich; sein bisher so bescheidener Blick kreuzte sich nun, stolz und drohend, mit dem des Aufsehers.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Binet, erwiederte er, und muß Sie daher bitten, mit etwas mehr Schicklichkeit zu reden. Gewiß hat man Sie auch deshalb abgesetzt: und deshalb würden Sie, wenn ich wirklich zu diesen Waldmännern gehörte, mir nun nichts mehr zu sagen haben."

„Das ist wohl richtig, sagte der Aufseher seufzend; es wird aber ein Anderer das thun, was ich nicht habe thun können. Ich kenne die ganze Bande dieser Schurken und werde ihre Namen meinem Nachfolger übergeben."

„Sie kennen die ganze Bande, unterbrach der Schulmeister mit Dreistigkeit; ach, Vater Binet, Sie täuschen sich! Nun, jetzt kann man mit Ihnen darüber sprechen . . . . Lassen Sie doch sehen; was wissen Sie denn eigentlich? Arme Teufel, die in das Holz gingen, um für ihr Vieh Futter

abzuschneiden, Reisholz abzubrechen oder selbst solche, die, die Hände in den Taschen, spazieren gehen, haben rothe Farbe auf ihre Kleider bekommen? Eine schöne Geschichte, das, meiner Treu! Sie haben das Maaß ihrer Füße von ihren Fußtapfen im Sande genommen; treten Sie mit solchen Anzeigen vor die Gerichte, dann wird man Ihnen in's Gesicht lachen . . . Aber, fügte er, sich wieder zusammennehmend, hinzu, das Alles beunruhigt mich sehr wenig; denn ob man die Wilddiebe gefänglich einzieht, oder nicht, es soll mich wenig kümmern!"

„Es ist gut, es ist schon gut, sagte Binet, denn auf die eine oder die andere Weise muß die Wahrheit, und dies recht bald, an das Tageslicht kommen. Ich weiß schon Jemand, der, wenn er sprechen wollte . . . Warten wir es ab, heiliger Mann, sein Sie nicht so stolz! Sie haben Aehnlichkeit mit dem großen, alten Eber, der noch im Todeskampfe sich zu halten sucht; aber eine große Bulldogge meiner Bekanntschaft verlangt nichts weiter, als Ihnen einen Kopfputz aufzusetzen, und wenn er fände, daß seine schöne . . ."

„Nun wohl denn! sagte der mit einer groben Energie auffahrende Schulmeister, wenn ich denn

ein im Todeskampfe liegender Eber sein soll, dann hüte man sich vor den Hauern!"

Dann änderte er nochmals den Ton und fuhr mit seiner schrillenden Stimme fort:

„Ich muß Sie nun verlassen, Vater Vinet; Sie sind heute früh in einer mörderischen Laune; es ist dies ohne Zweifel der Verdruß, daß man Sie weggejagt hat, bevor Sie einen einzigen Prozeß wegen eines auf frischer That ertappten freien Waldlungerers haben herbeiführen können? Machen Sie darüber Ihrer Frau Vorwürfe, mein Alter; denn jeden Tag gab sie den Wilddieben ein Zeichen über die Stunde, in der Sie ausgehen und welche Richtung Sie einschlagen würden."

Und der Elende eilte höhnisch davon.

Fanchette und ihre Mutter hatten schweigend dieser Unterhaltung Vinet's mit dem Schulmeister zugehört. Fanchette fühlte seit dem Abentheuer bei der Thränenquelle einen ordentlichen Abscheu gegen diesen Besucher und es konnte sie diese Unterhaltung daher nicht im Mindesten überraschen. Die Mutter dagegen, gewohnt, den Schulmeister als ihren Beschützer zu betrachten, hatte alle die Angst des Zweifels und der Unruhe überstanden, bis der Augen-

blick kam, wo Rouiller's Entdeckung sie für sich selbst zittern ließ.

Sie stand wie versteinert auf der anderen Seite des Zimmers.

„Sage mir, Frau, fragte der Aufseher, der in diesem Augenblicke seine gewöhnliche Gemüthlichkeit verloren zu haben schien; ist das, was dieser Schurke gesagt hat, wahr?"

Die arme Susanne fiel auf ihre Kniee.

„Verzeihe mir, Vinet, antwortete sie mit erstickter Stimme; sie wollten Dich tödten . . . sie würden Dich getödtet haben . . . ich wußte kein anderes Mittel zu Deiner Rettung!"

Der Aufseher wollte sich auf sie stürzen; hielt aber an sich, warf sich auf einen Stuhl und dicke Thränen flossen aus seinen Augen. Sogleich sah er sich von den Armen der beiden Frauen umschlungen, welche ihn mit Schmeicheleien überhäuften. Susanne konnte nur unzusammenhängende Worte stammeln; aber Fanchette brachte es, durch ihre Bitten und ihre Vernunftgründe, endlich dahin, daß der gute Mann sich etwas beruhigte.

„Ich verzeihe Dir, Susanne, sagte er endlich mit Anstrengung. Du hast mich entehrt, Du bist

aber ein schwaches, furchtsames Geschöpf, das nicht überlegt, wenn es sich um seine Tochter und seinen Mann handelt.... Nun, sprechen wir nicht mehr davon .... Ich werde nun so viel wie möglich eilen, diese Gegend zu verlassen, in der ich durch Dich nun zum Mährchen werden werde. Noch in dieser Stunde bedauerte ich, wie ein schlechter Diener entlassen worden zu sein; jetzt mögte ich aber schon weit, weit von hier entfernt sein, obgleich ich noch nicht weiß, nach welcher Gegend zu wir unsere Schritte lenken werden... Packt schnell Eure Sachen ein; eilet so viel wie möglich ... wir reisen, so bald ihr fertig seid, sofort ab."

Aber Fanchette rührte sich nicht; ungeachtet des dringenden Interesses dieser Familienscene, hörte sie nichts mehr, vielmehr stand sie mit offenem Munde und richtete ihre Augen auf ein kleines nach dem Garten gehendes Fenster. Es schien ihr, als ob ein Schatten an diesem Fenster vorübergegangen sei.

Indeß glaubte sie doch, sich getäuscht zu haben, bis der Kopf eines Mannes von außerordentlicher Schönheit, jedoch sehr bleichen Aussehens, in der hellen Oeffnung des Fensters erschien.

„Herr von Barneville!" rief die erschrockene Fanchette.

Bei diesem Namen sahen sich der Aufseher und Susanne betroffen um.

„Was wünschen Sie, mein Herr? fuhr Fanchette mit zurückhaltendem Tone, aber außerordentlicher Heftigkeit fort; sind Sie denn noch nicht abgereis't? Ihre Gegenwart hier ist ein Verbrechen!"

Binet wollte nun reden, Susanne aber machte ihm ein Zeichen, zu schweigen.

Das blasse Gesicht blieb unbeweglich; endlich aber antwortete eine melancholische Stimme:

„Geduld! ich werde abreisen und meine Abwesenheit wird von langer Dauer sein .... Jedoch bevor ich das, was ich beschlossen habe, ausführe, wünsche ich mein Gewissen noch über einen Punct zu beruhigen, und deshalb wende ich mich an Sie, Sie so edelmüthiges, so treuergebenes Mädchen.... Ist sie gerettet?"

„Ich hoffe es, mein Herr, wenigstens dann, wenn Ihre Hartnäckigkeit, in dieser Gegend zu bleiben, sie nicht von Neuem in Gefahr bringt ... Gehen Sie, mein Herr, aber gehen Sie doch nur ... Es kann Jemand kommen."

„Es genügt, antwortete Barneville; indeß lassen Sie mich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten; nehmen Sie diesen Brief (und er nahm aus seiner Brieftasche einen versiegelten Brief) und übergeben Sie ihn der Person, deren Namen ich nicht nennen will und sagen Sie ihr . . . . doch nein, sagen Sie ihr nichts . . . . O! verweigern Sie mir dies nicht, mein liebes Mädchen, nehmen Sie den Brief . . . . Wäre diese Gefälligkeit eine tadelhafte, würde ich Sie wohl in Gegenwart Ihres Vaters und Ihrer Mutter darum bitten?"

Sein Ausdruck war klagend und rührend; nichts desto weniger gab Fanchette den Brief mit einer Bewegung voller Würde zurück.

„Das ist recht, das ist recht gehandelt, sagte der Aufseher, und obgleich ich nicht weiß, um was es sich handelt, so billige ich doch von ganzem Herzen Dein Thun . . . . Will Herr von Barneville Jemanden Briefe zukommen lassen, so können andere Personen, wie Du, sich damit befassen."

„Ja wohl, aber die Zeit drängt mich und ich setze Vertrauen in dieses sanfte, achtbare Kind . . . Es ist dies, mein liebes Mädchen, die einzige Ge-

fälligkeit, um die ich Sie in diesem Leben noch bitten werde; stoßen Sie meine Bitte nicht zurück!"

Die Thränen traten in Fanchette's Augen, dennoch hatte sie noch den Muth, die Annahme zu verweigern. Barneville seufzte.

„Es sei denn, sagte er; werden Sie Ihre Strenge nicht bereuen, wenn Sie sich weigern, den letzten Wunsch eines . . ."

Er endete nicht; die dem Fenster gegenüber liegende Thür wurde geöffnet.

„Der Herr Graf von Ganges!" rief Vinet.

„Der Herr Graf!" wiederholten Fanchette und Susanne.

Und so groß war die Bestürzung dieser drei Personen, daß sie gar nicht mehr wagten, nach den Fenster zu sehen, um sich zu überzeugen, daß Herr von Barneville verschwunden sei.

Herr von Ganges, welcher mit derjenigen Eleganz in seinen Kleidern, wie sie sein Reichthum und seine Stellung erheischte, erschien, hatte ein wahrhaft edles, Achtung einflößendes Aeußeres! In diesem Augenblicke war er ernst; nichtsdestoweniger jedoch war auch nicht eine Falte auf seiner Stirn; nicht ein Zug von Aufregung in seinem Gesicht zeigte,

daß er einen Verdacht von der Wahrheit habe; selbst der augenscheinliche Schreck der Bewohner des Grauen Hauses konnte kaum ein schwaches Lächeln auf seine Lippen hervorrufen.

„Nun, meine braven Leute, sagte er in einem fast wohlwollenden Tone, ich glaube gar, Sie fürchten sich vor mir. . . Sehe ich denn so furchtbar aus?“

Er hatte also bestimmt nichts gesehen. Der düstere Bittsteller hatte sich entfernt. Fanchette beeilte sich, dem Herrn von Ganges einen Strohstuhl anzubieten.

Diese so einfache Handlung brach endlich den Zauber, in den Vinet wie gebannt war.

„Herr Graf, stammelte er, ich konnte solche Ehre, solche Gunst nicht erwarten . . . Henker!“

Der Graf setzte sich.

„Schon Gepäck? fragte er; Sie haben nicht nöthig, sich so zu beeilen, Vinet; ich habe Befehl gegeben, daß man nicht mit zu großer Strenge gegen Sie verfahre. Sie bleiben so lange hier, bis Sie eine andere Stelle gefunden haben, ja selbst für immer; dies soll ganz von Ihnen abhängen.“

„Für immer? wiederholte der Aufseher mit dem

äußersten Erstaunen; ach! Herr Graf, mein Fehltritt ist so sehr groß, daß ich nicht zu hoffen wage..."

„Sie erkennen ihn also! Dieser Irrthum scheint Ihnen selbst also von Seiten eines Mannes Ihres Verstandes und Geistes ungeheuer, unglaublich? ... Nun gut! Vinet, fuhr er leiser fort, so strafbar Sie auch sein mögen, so bin ich doch bereit, Ihnen zu verzeihen und Sie in meinem Dienste zu behalten, wenn Sie meine Fragen aufrichtig beantworten wollen."

„Ich höre, Herr Graf."

„Vinet, fuhr er fort, war dieser Irrthum ein reeller, aufrichtiger? Hatte diese strafbare Heftigkeit nicht einen geheimen Grund?"

„Nein, mein Herr; ich selbst fühle mich außer Stande, mir Rechenschaft über das Vorgefallene zu geben ... Ich schäme mich meines Irrthums und schiebe ihn blos einem Glase Schnaps zu, das ich gestern Abend zu viel getrunken ...."

„Wie! Sie hätten nicht zufälliger Weise die Veranlassung meiner ins Geheim unternommenen Reise nach Saint-Leger erfahren? Sie hätten keine Mittheilungen, keine Anempfehlungen, keine Befehle vielleicht erhalten?"

„Gott sei mein Zeuge, mein Herr, sagte der

Aufseher feierlich, daß ich weder Mittheilungen noch Anempfehlungen wegen irgend etwas von einem Menschen empfangen habe."

Herr von Ganges dachte einen Augenblick nach.

„Sie scheinen aufrichtig zu sein, sagte er endlich, und ich habe mich dochwohl geirrt . . . Nun! und Sie, liebes Kind, fügte er, Fanchette's Hand fassend und sie sanft an sich ziehend, hinzu; ich wünsche auch von Ihnen einige Auskunft zu haben . . . O! wie Sie zittern! Doch ängstigen Sie sich nicht . . . In der That glaube ich mich noch nicht in dem Alter, daß niedliche Mädchen um mich erschrecken dürfen!"

Ungeachtet der wohlwollenden Absicht, die in diesen Worten lag, blieb die arme Fanchette doch kaum ihrer Sinne mächtig.

„Herr Graf, stammelte sie, ich weiß nichts . . . Was kann ich sagen?"

„Meine Tochter ist so sehr furchtsam! bemerkte Susanne, indem sie ihr zu Hülfe kam; was können Sie auch wohl von diesem armen, unschuldigen Kinde erfragen wollen?"

„Nur eine einzige Frage. War Fanchette einzig und allein mit dem Schicksale ihres Vaters be=

schäftigt, als ich ihr in der vorigen Nacht im Holze begegnete?"

Das junge Mädchen stutzte, dann ihre Kräfte zusammennehmend, antwortete sie mit augenscheinlicher Ruhe:

„Hätte irgend ein anderer Grund mich wohl zu diesem gefahrvollen Gange bestimmen können?"

Der Graf erhob sich.

„Gut, gut, es ist genug, sagte er; ich will dieses Examen, das Ihnen eigenthümlich vorkommen mag, nicht weiter treiben; ich werde das Vergangene vergessen . . Packen Sie nichts mehr ein, meine guten Frauen, es ist nicht nöthig. Vinet, Sie nehmen Ihre Stelle als Aufseher wieder ein und werden für immer in Saint-Leger bleiben."

Die Mutter und Tochter empfingen diese Neuigkeit mit zweifelhafter Genugthuung; aber Vinet war von Freude hingerissen.

„Ah, zum Henker! rief er, wie sehr danke ich Ihnen, Herr Graf! Nun kann ich doch Genugthuung an diesen Schuften von Wilddieben nehmen! . . . Und wie werde ich mich an dem Einen, der mir noch eben in dieser Stunde trotzte, zu rächen wissen! . . . Nehmen Sie doch nur an, gnä-

diger Herr, fuhr er, einen schiefen Blick auf seine Frau werfend, fort, die Wilddiebe haben sogar Mitschuldige bis . . . ."

„Brechen wir davon ab, sagte Herr von Ganges, während er sich anschickte, wieder fortzugehen; Sie können mir später Ihre Händel mit diesen Spitzbuben erzählen; in diesem Augenblicke aber haben Interessen anderer Art . . . . Ich muß nach Barneville gehen."

„Nach Barneville!" widerholte der Aufseher zitternd.

„Und warum nicht? giebt es da etwas Ueberraschendes?"

„Nichts, nichts . . . . ich glaubte . . . . ich hatte sagen gehört, Herr Eduard von Barneville sei abgereis't."

„Dann werde ich seine Mutter, die alte Baronin, die über die Abreise ihres Sohnes sehr betrübt sein muß, besuchen . . . Leben Sie wohl, meine Damen . . . . Vinet, ich habe Ihnen die mir zugefügten schweren Beleidigungen verziehen, sein Sie daher jetzt eingedenk, daß ich mehr wie jeder Andere Anspruch auf Ihre Ergebenheit, auf Ihr Vertrauen habe."

Der Aufseher begleitete ihn bis zu dem Wege im Holze und ergoß sich in Wiederholungen seines Dankes und seiner Betheuerungen; bald aber veranlaßte ihn eine bezeichnende Handbewegung, zurückzugehen, und der Graf von Ganges schlug seinen Weg nach Barneville ein.

Als Vinet zu seiner Familie zurückkam, schien er unruhig.

„Wenn er nur dem Andern nicht begegnet! sagte er; ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber in diesem Falle könnte leicht ein Unglück geschehen."

Und er lief an das Gartenfenster.

„Der Andere ist fortgegangen, lieber Vater, sagte Fanchette; er muß schon sehr weit sein. Ueberdies geht der Graf auf dem Fahrwege und der junge Herr nimmt ohne Zweifel seinen Weg durch die Gehege; sie können sich nicht begegnen."

„Desto besser, denn der Graf ist bewaffnet... Habt Ihr nicht, so gut wie ich, bemerkt, daß er noch Pistolen in der Tasche seines Ueberziehers stecken hatte? Doch laßt uns hoffen, daß Alles gut gehen wird . . . Ah! zum Henker! fuhr er fort, indem er den Schweiß von der Stirn abtrocknete, was ist das für eine Existenz! Das ist eine

wahre Schaukel, auf der man, ein um das andere Mal, sich hoch und niedrig befindet... Ich wollte abmagern, und, meiner Treu! ich werde zur Genüge magerer werden."

„Wenn Du nichts weiter als abmagern würdest! sagte Susanne in ihrem kläglichen Tone; Du bist ja nun wieder in diese Hölle zurückgefallen, und die Drohungen dieser Schurken! . . . ."

„Bah! das ist die geringste meiner Sorgen! erwiederte der Aufseher. Dennoch bin ich verdrießlich darüber, daß ich diesem Lump von Rouiller seine Handlungen vorgehalten habe; er wird, wenn er sich entlarvt sieht, mißtrauisch sein . . . Aber, Henker! ich werde die Sache mit ihm rasch durchzusetzen suchen und ihn gut auf den Zug nehmen. Unterdessen, Fanchette, fragte er seine in Gedanken versunkene Tochter, sage mir doch, weshalb richtete Herr von Ganges eben so sonderbare Fragen an Dich, wie vorhin schon Herr von Barneville?"

„Vater, antwortete Fanchette mit Schmerz, ich schwöre es Dir, ich würde keine Lüge gesagt haben, um mein Leben zu retten! . . . . Unglücklicher Weise handelte es sich um ganz andere Sachen, als um das Dasein eines armen Geschöpfs,

wie ich bin! . . . Aber Du, lieber Vater, wußtest also auch die unglückliche Geschichte von der Gräfin?"

„Welche Geschichte? ich weiß nichts; Niemand hat mir etwas gesagt . . . . Nur so beim Hin- und Herstreichen sind gewisse Gerüchte auch zu meinen Ohren gekommen. In der vorigen Nacht, als ich den Herrn Grafen unverhofft in seiner Verkleidung antraf, habe ich wohl errathen, daß er keine guten Absichten haben mochte; und dann kam ich rein zufällig auf den dummen Gedanken . . . Aber hast Du, meine Kleine, vielleicht etwas entdeckt? Zum Henker! das mußt Du mir erzählen."

Fanchette sagte ihm dann, was sie von der Gräfin und Eduard von Barneville wußte; Vinet hörte traurig zu. Plötzlich ertönte der Knall eines Schusses in geringer Entfernung in dem Holze.

„Das vermuthete ich wohl! rief der Aufseher mit bestürzter Miene; ich möchte wetten, sie sind sich in der Gegend der Thränenquelle begegnet!"

„Es hat Einer auf dem Anstande gestanden", murmelte Fanchette mit zitternder Stimme.

„Es ist unmöglich, in dieser Stunde auf dem

Anstande zu stehen; überdies war, was wir gehört haben, ein Pistolenschuß und kein Gewehrschuß ... der Knall war trocken und kurz; darin irre ich mich nicht, meine Kleine. Kind, Deine Erzählung bestätigt meine Furcht; jetzt bin ich überzeugt, es ist etwas vorgefallen .... Ich werde sehen."

Und er stand auf, um fortzugehen. Die beiden Frauen versuchten, ihn zurückzuhalten und schloßen ihn weinend in ihre Arme. Binet aber stieß sie zurück.

„Laßt mich doch, Ihr dummen Geschöpfe! zum Henker! dieses Mal handelt es sich nicht um Wilddieberei, und Ihr habt für mich nichts zu fürchten."

Er riß sich schnell los und lief nach der Thränenquelle hin.

Er sah Niemand in dem Fahrwege; nichts beunruhigte das Stillschweigen des Waldes. Dessen ungeachtet war der Aufseher überzeugt, daß der Schuß in dieser Gegend gefallen war. Er schlug daher, ohne sich weiter zu besinnen, den Fußsteig nach der Quelle ein und folgte einen Augenblick seinen Krümmungen. Ueberall herrschte die gewöhnliche Ruhe. Binet wollte eben seine Nachforschungen auf einem anderen Punkte anstel-

len, als er bei einer Krümmung des Fußsteiges einen Mann, sich an einen Baum stützend, in einer Stellung des Schrecks und Schauders bemerkte. Er verdoppelte seinen Schritt und erkannte bald Herrn von Ganges.

Der Graf hatte seine Augen unverwandt auf einen im hohen Grase liegenden Gegenstand gerichtet, der nur wenige Schritte von ihm entfernt schien. Er hatte die Annäherung Vinets nicht gehört und bemerkte seine Anwesenheit erst, als der Aufseher bei ihm war. Dann hob er den Kopf in die Höhe und zeigte, mit zerstörten Zügen und leichenblaß, mit einer stummen Handbewegung auf den Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit gefesselt hielt.

Es war dies ein Leichnam, es war dies Eduard von Barneville. Er hatte sich in die Stirn geschossen, sein Gesicht war unkenntlich, sein Blut ergoß sich stromweise auf das grüne Gras.

Vinet kniete neben den Körper nieder und prüfte ihn einige Augenblicke hindurch.

„Es ist mit ihm vorbei!" sagte er mit erstickter Stimme, während er sich wieder erhob.

„Ja, ja, ich selbst habe mich schon überzeugt,

daß alle Hülfe vergeblich ist, erwiederte Herr von Ganges in düsterem Tone; wird man nun noch behaupten, daß Eduard heute früh diese Gegend verlassen habe?"

Vinet antwortete nicht auf diese Bemerkung; jedoch erwiederte er mit niedergeschlagenen Augen:

„Wahrscheinlich sind der Herr Graf, als Sie von Hause weggingen, Herrn Eduard von Barneville begegnet; es ist ein Streit unter Ihnen entstanden und ein Duell . . ."

„Ein Duell! sind Sie wahnsinnig? unterbrach ihn Herr von Ganges ungeduldig, nein, es ist ein Selbstmord . . . . Dieser junge Mann hat sich in Folge eines heimlichen Kummers den Tod gegeben. In diesem Augenblicke, als ich im Fahrwege ging, fiel auf dieser Seite ein Schuß. Hoffend, einen Wilddieb auf frischer That zu ertappen, bin ich hierher gelaufen; aber es war zu spät, der Unglückliche athmete nicht mehr."

Diese Auseinandersetzungen wurden mit verwirrter Miene gegeben, welches Vinet nicht entging.

„Herr Graf sagte er schüchtern, ich sehe aber das Pistol nicht, dessen er sich hätte bedienen müssen."

„Man wird dasselbe gewiß in dem Grase wiederfinden . . . Aber bleiben Sie hier, Vinet, und verwehren Sie einem Jeden, wer es auch sein möge, nahe zu kommen, während ich die Gräfin in Kenntniß setze. Ich habe nun Eile, diesen verdammten Ort zu verlassen."

Zu gleicher Zeit entfernte er sich eiligst, ohne sich auch nur umzudrehen. Der Aufseher, welcher sich nun allein bei dem Leichnam befand, schickte sich an, in den benachbarten Büschen und Gesträuchen die Waffe aufzusuchen, von der man voraussetzte, daß sie das Instrument zum Selbstmorde gewesen sei; er fand sie indeß nicht.

„Nun! murmelte er, während er den Kopf schüttelte, er sagt es, ich glaube es . . . Werden die Gerichte es aber auch glauben? Armes Kind, fuhr er nach einer Pause, während welcher er den unbeweglichen Körper betrachtete, um den schon die Waldmücken summten, fort, dahin also mußte Dich diese heftige Liebe führen? Zu was hat es Dir nun wohl gedient, edel, jung und schön gewesen zu sein?"

Zwei Stunden später war der lichte Fleck der Thränenquelle, die diesen Namen nie mit einem

größeren Rechte verdient hatte, mit Menschen angefüllt. Eine Menge Wachen und Gensdarmen umgaben die Einschließung, in der sich der Körper befand, während die Magistratspersonen des Orts, von einem Arzte unterstützt, die allergenauesten Nachforschungen über die möglichen Veranlassungen dieses so tragischen Todes anstellten.

Gegen Abend verbreitete sich das Gerücht unter der Bevölkerung der Nachbarschaft, daß ein Mitglied des hohen Gerichtshofes in Chartres zur Fortführung dieser Untersuchung, welche eine Wendung von der höchsten Bedeutung genommen habe, berufen sei. Zu gleicher Zeit hörte man mit Erstaunen und Schreck, daß der Graf von Ganges in seinem Zimmer von einem Gensdarmen bewacht werde, weil der Verdacht auf ihm laste, der Mörder Eduard's von Barneville zu sein.

III.

Die Verhöre.

Am nächsten Tage hatte das Schloß von Saint-Leger ein düsteres Ansehn. Die Fenster blieben geschlossen; die Thore öffneten sich nur in Zwischenräumen, um traurige, stillschweigende Personen aus und ein zu lassen. Im Dorfe war der größte Theil der Einwohner nicht an seine gewöhnliche Feldarbeit gegangen; sie bildeten sogar, der großen Straße entlang, von Entfernung zu Entfernung abgesonderte Gruppen, die sich, ob zwar leise, dennoch sehr lebhaft unterhielten. Selbst der Wald hatte ein eigenthümliches, finsteres Ansehen: ohne Unterlaß gingen oder kamen reitende Wachen oder Gensdarmen aus der Allee, die von Saint-

Leger nach Barneville führt. Gegen acht Uhr Morgens hielt ein verdeckter Postwagen vor dem einzigen Gasthofe des Ortes still. Zwei Personen stiegen aus demselben heraus, von denen man, da sie ganz schwarz gekleidet waren, bald erfuhr, daß der Eine der Untersuchungsrichter, der Andere aber sein Gerichtsschreiber sei. Nachdem sich diese Herren einige Augenblicke ausgeruhet hatten, ließen sie den Friedensrichter, wie den Ortsvorsteher, zu sich bescheiden und begaben sich dann sämmtlich zur Thränenquelle, wo die bekannten Umstände über den Tod des Herrn von Barneville von Neuem festgestellt wurden. Dann begab sich die Gerichtscommission nach dem Schlosse Saint-Leger, um hier das Verhör fortzusetzen.

Schon waren mehrere Zeugen vernommen, und dennoch führten diese Aussagen zu keinem Resultate. Vinet, dessen Zeugniß von so großer Bedeutung, war hin und her befragt worden; doch hatte er sich, in Betreff dessen, was die Gräfin von Ganges betraf, sehr vorsichtig gezeigt. Man hatte jedoch weder Fanchette noch Susanne vernommen, obgleich alle Diener des Schlosses, mit Ausnahme von Franz, dessen Zustand ein verzweifelter schien, über die aller-

unbedeutendsten, ihnen zur Kenntniß gekommenen Verhältnisse, hatten Auskunft geben müssen. Der Aufseher berechnete indeß, ohne im Geringsten die Wahrheit seiner Auslassungen zu fälschen, nur, das Geheimniß seiner Gebieterin der Nachforschung der Justiz zu entziehen.

Leocadie blieb, während diese abscheulichen Ereignisse sich um sie herum zutrugen, in ihrem Zimmer, in das nur ihr Kammermädchen allein kommen durfte, eingeschlossen. Welche bittere Gedanken erfüllten nun wohl die Gräfin in dieser unglücklichen Einsamkeit? Weinte sie um den armen jungen Mann, dessen erste Liebe ihm so verhängnißvoll geworden war? War sie ihres Gemahls wegen in Aufregung, der sich unter der Anklage eines Mordes befand, oder war sie vielleicht selbst von eigenen Gefahren bedroht, wegen deren sie sich fürchtete? Dem Anscheine nach theilten sich die entgegengesetztesten Gefühle, die sich gegenseitig auszuschließen schienen, in ihre Seele, um diese zu foltern; denn die menschliche Natur ist ein Gemisch von Inconsequenzen und Widersprüchen. Sei dem nun, wie ihm wolle, Frau von Ganges hatte bereits seit dem frühen Morgen schon mehrere Male nachfragen

lassen, ob es ihr nicht erlaubt sei, ihrem Gemahl sich offen mittheilen zu können; jedoch hatte man ihr stets, sei es durch ein Verbot der Obrigkeitspersonen, sei es durch eine Weigerung des Grafen selbst, geantwortet, daß dies unmöglich sei.

Als der Instructionsrichter im Schlosse erschien, befand sich Herr von Ganges mit dem ihn bewachenden Gensdarmen in seinem Zimmer. Seine Züge waren im höchsten Grade zerstört, seine Haare befanden sich in Unordnung. In seinem Hausrocke im Winkel am Feuer des Kamins sitzend und den Kopf auf die Hände stützend, schien er eine Beute der schmerzlichsten Träume zu sein. Der von denjenigen Rücksichten, welche ein solcher Angeklagter verdiente, völlig durchdrungene Richter ließ sich durch Julius die Erlaubniß erbitten, eintreten zu dürfen. Ein leichtes ironisches Lächeln flog über die bleichen Lippen des Grafen.

„Ah! welche Artigkeit! sagte er mit Bitterkeit; hinsichtlich meiner liegt dies eigentlich nicht in den Gewohnheiten der Justiz . . . . Julius, führen Sie Herrn von Germont herein; man darf ihn durchaus nicht warten lassen."

Herr von Germont war ein Mann von funfzig

Jahren, mit edlem und zurückhaltendem Wesen, dessen wohlwollendes Lächeln seinen durchdringenden und strengen Blick wieder gut machte. Nachdem er den Grafen, welcher, um ihn zu empfangen, aufgestanden war, begrüßt hatte, drehte er sich zu dem Gensdarmen um und sagte mit Würde:

„Gehen Sie hinaus, mein Herr, verlassen Sie das Schloß aber nicht; treten Sie aber auch nicht früher wieder ein, bevor ich Sie nicht durch einen geschriebenen und von mir unterzeichneten Befehl dazu werde auffordern lassen. Ihr Brigadier hat bereits meine Instructionen erhalten.“

Der Gendarm zog sich zurück und die Gerichtsperson wandte sich nun an den Grafen:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, sagte er, ein durch die Unerfahrenheit der hiesigen Magistratspersonen in solchen Angelegenheiten angewandtes Uebermaaß von Strenge. Sie hätten berücksichtigen sollen, daß das Verbrechen, dessen man Sie beschuldigt, falls es bewiesen wäre, unter eigenthümlichen Umständen begangen worden ist; es würde angemessener sein, Sie auf freiem Fuße, unter der einzigen Bedingung Ihres Ehrenworts, gelassen zu haben.“

Dieser wohlwollende Anfang schien den Grafen zu rühren.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte er; aber der Unerfahrenheit der Localbehörden in dergleichen Angelegenheiten können Sie noch den elenden Wunsch hinzufügen, einen Edelmann zu erniedrigen, dem diese Herren auf das Tiefste schmeichelten, wenn er sie ab und zu würdigte, sie an seinem Tische zu sehen . . . . Uebrigens, fügte er, einen auf dem Kamin liegenden großen Brief zeigend, hinzu, habe ich die Mittel aufgesucht, um mich den ungerechten Verfolgungen, dem Mißbrauche des Ansehens, dessen Gegenstand ich bin, zu entziehen; ich habe mich mit dieser Bittschrift an den König gewandt, zu dessen Hause zu gehören ich die Ehre habe, und bitte Sie, dieselbe an Seine Majestät befördern zu wollen."

„Gern werde ich das thun, mein Herr; gestatten Sie mir aber die Frage, was diese Schrift Ihnen nützen soll? Ueberdies zweifle ich auch, daß der König, ungeachtet seiner Hochschätzung für Ihre Familie und für Ihre Person, den gerichtlichen Gang unterbrechen dürfte; und selbst wenn er darein willigte, würde es nicht Ihr eigenes Interesse erheischen, Ihren berühmten Namen von

jedem Verdachte rein zu waschen? Wäre Ihrer Ehre genügt, wenn man Ihnen den Vorwurf machen könnte, einen Edelmann auf eine niederträchtige Weise ermordet zu haben?"

Herr von Ganges fühlte die Schwere dieser Gründe und senkte den Kopf.

„Hören Sie, fuhr der Richter in einem einnehmenden Tone fort, der beste Rath, den ich Ihnen in dem vorliegenden Falle geben kann, ist der, sich der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Beantworten Sie meine Fragen frei und ohne Umschweife, und ich bin überzeugt, die Wahrheit wird Ihnen nützlich sein. Es handelt sich hier nicht um ein regelmäßiges Verhör; Sie sehen, ich bin allein und habe weder einen Gerichtsschreiber noch meinen Schreiber bei mir . . . . Sie sehen einen Mann vor sich, der von dem heißen Wunsche beseelt ist, Sie unschuldig zu finden, und der von Ihnen nur einige Erklärungen sich erbittet, um Ihre Unschuld laut äußern zu können."

Der Graf verbeugte sich, bot seinem Besuche einen Stuhl an und Beide nahmen dann Platz.

Sie schwiegen beiderseits einen Augenblick, als

ob sie gegenseitig die Nothwendigkeit, sich zu sammeln, gefühlt hätten.

„Herr Graf, begann endlich Herr von Germont, jedes seiner Worte betonend, bleiben Sie bei Ihrer Behauptung, daß der Tod des Herrn von Barneville durch einen Selbstmord erfolgt ist?"

„Ich muß bei dieser Behauptung um so fester bleiben, als ich dieses traurige Ereigniß einer andern Veranlassung nicht zuzuschreiben weiß."

Er wiederholte nun zu gleicher Zeit die Erzählung, die er Binet mitgetheilt hatte. Das gewöhnlich strenge Gesicht des Richters drückte nun Zweifel und Unzufriedenheit aus.

„Ich bin verpflichtet, Herr Graf, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß alle Umstände, wie solche in der Voruntersuchung sich herausgestellt, Ihren Behauptungen entgegengesetzt lauten. Wie hätte, unter Anderm, Herr von Barneville sich selber den Tod geben können, da, ungeachtet aller Anstrengungen, es nicht möglich gewesen ist, die Waffe, deren er sich müßte bedient haben, aufzufinden?"

„Das Pistol ist ohne Zweifel weit weggeworfen worden, ja, es kann dasselbe sogar geplatzt sein."

„Dann hätte man doch aber mindestens die

Stücke davon gefunden . . . . Wir wollen dies dahin gestellt sein lassen; man wird die Nachforschungen fortsetzen und Sie werden über den Erfolg in Kenntniß gesetzt werden . . . . Aber das geben Sie wenigstens doch zu, daß Sie, als Sie zur Thränenquelle sich begaben, ein Paar geladene Pistolen bei sich trugen? Ich glaube, sie sind von dem Aufseher Binet bemerkt worden."

„Das ist vollständig richtig: ich hatte diese Pistolen in der Absicht zu mir gesteckt, um mich gegen die Wilddiebe, die meine Forsten verheeren, vertheidigen zu können; sie sind noch geladen."

„Sachkenner werden dies untersuchen; es ist aber bewiesen, daß während der zwölf bis fünfzehn Minuten, welche zwischen dem Fall des Schusses und der Ankunft des Aufsehers Binet verflossen waren, Sie Zeit genug gehabt hatten, von Neuem Ihre Waffe laden zu können."

Herr von Ganges sprang von seinem Stuhle auf.

„Mein Herr, rief er aufgebracht, für wen halten Sie mich? Hätte ich das Unglück gehabt, diesen jungen Mann zu tödten, würden Sie mir dann wohl eine so fürchterliche Kaltblütigkeit in Gegenwart eines blutigen Leichnams zutrauen . . .?"

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf, und nehmen Sie gefälligst wieder Platz . . . Es ist ja nicht meine Schuld, wenn der Schein gegen Sie ist. Indeß muß man in dieser so geheimnißvollen Sache zufällige Voraussetzungen annehmen, wenn man keine vernünftigen auffinden kann. Außerdem werden Sie doch ohne Zweifel mit mir darüber einverstanden sein, daß ein solcher Unglücklicher, welcher damit umgeht, seinem Leben ein Ziel zu setzen, seinen Entschluß gewöhnlich in einigen Zeilen seiner Familie, seinen Freunden mittheilt und diesen ein letztes Lebewohl sagt; jedoch hat man nichts dergleichen, weder am Körper des Todten, noch in seiner Wohnung in Barneville gefunden, was nur entfernt auf einen Selbstmord schließen ließe."

„Hierauf weiß ich Ihnen nichts zu antworten."

„Ein einziger Umstand, fuhr der Richter fort, möchte entfernt auf eine Absicht schließen lassen; wir haben die bestimmte Gewißheit, daß Eduard von Barneville kurz vor der Katastrophe einen Brief in seiner Brieftasche bei sich gehabt hat . . . . Vielleicht eine halbe Stunde vor dem Ereignisse hatte er eine Person im Grauen Hause gebeten, diesen Brief der Adresse zuzustellen. Man hat dieses

Ansinnen zurückgewiesen; und so hätte sich dieses Schreiben, so wie die Brieftasche, in den Taschen des Todten finden müssen."

„Aber, fragte der Graf mit heftiger Aufregung, weiß man, an wen der Brief gerichtet war?"

„Niemand hat das gesagt . . . . doch kann man es wohl vermuthen."

Herr von Ganges bemühte sich vergebens, seine Unruhe vor dem forschenden Blicke des Richters zu verbergen. Dennoch aber erwiederte er nach einer kurzen Pause:

„Nun wohl, mein Herr, sehen Sie daraus, daß Eduard von Barneville, bevor er seine verhängnißvolle Absicht zur Ausführung brachte, einem seiner vertrautesten Freunde seinen Vorsatz mittheilen wollte?"

„Was mag aber aus seinem Briefe geworden sein? Ueberdies wollte Herr von Barneville an demselben Tage abreisen; und sollte wohl dieses Actenstück die Abreise ebenso wie den Selbstmord aufklären . . . . Ich bitte Sie, Herr Graf, fügte der Richter mit überredender, fast schmeichelnder Stimme hinzu, verlassen Sie diesen von Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen gefüllten Weg, in den

Sie gerathen sind. Sie hören auf die Eingebungen eines falschen Ehrgefühls, da Sie ein Geheimniß zu verbergen suchen, das doch bald auch ohne Sie bekannt werden wird . . . . Gestehen Sie ein, eine geheime Abneigung gegen Eduard von Barneville gehabt zu haben; geben Sie zu, daß Sie, beim zufälligen Zusammentreffen mit diesem jungen Mann, ihn haben veranlassen wollen, sich mit Ihnen zu schlagen. Er hat dies verweigert, hat Sie vielleicht beleidigt, und in einem Anfalle von Zorn . . . . Gestehen Sie nur endlich ein, daß Sie beim Suchen des Beweises seiner Verirrungen den irgend Jemand compromittirenden Brief fanden und ihn vernichteten . . . . Sagen Sie mir, ist das nicht die reine Wahrheit, Herr Graf? Bekennen Sie dies freimüthig und diese beklagenswerthe Geschichte wird leicht beigelegt werden können."

Die verschiedensten Gefühle spiegelten sich auf dem etwas hochmüthigen Gesichte des Herrn von Ganges ab.

„Und wenn es sich um mein Leben handelte, so würde ich das nicht als wahr anerkennen können, was sicher falsch ist."

Diese Beharrlichkeit, welche dem Eigensinne ziemlich ähnlich schien, machte auf den Richter einen unangenehmen Eindruck. Sein bisher wohlwollender Ton schwand und wurde durch eine kalte Höflichkeit ersetzt.

„Ich sehe, Herr Graf, sagte er, daß Sie von der Ausdehnung der in der Voruntersuchung ermittelten Vorgänge keinen Begriff haben . . . . Würden Sie mir vielleicht erklären, weshalb Sie so plötzlich mitten in der Nacht und verkleidet nach Saint=Leger gekommen sind, ohne die Frau Gräfin von Ihrer Ankunft vorher in Kenntniß gesetzt zu haben?"

„Ich wollte der Gräfin, die ich seit länger als einem Jahre nicht gesehen hatte, eine Ueberraschung bereiten."

„Sehr schön! aber wozu sollte eine Verkleidung dienen? Andererseits erschien Ihr Benehmen gleich anfangs sehr wunderlich und sonderbar. Beim Eintreten in das Schloß befehlen Sie der zu Ihrem Empfange herbeigeeilten Dienerschaft, unbeweglich auf dem Vorplatze stehen zu bleiben; dann nehmen Sie eine Laterne und laufen ganz zerstört bis zum Ende des Gartens; endlich gehen Sie

die Treppe zu dem Zimmer der Frau von Ganges hinauf und nun erst, als Sie diese fest schlafend gefunden haben, sind Sie ruhig geworden. Wie wollen Sie mir diese Sonderbarkeiten erklären?"

„Die Unverschämtheit meines Aufsehers hatte mich außer mir gebracht, und in der Aufregung, in der ich mich befand . . . . Es scheint mir jedoch, mein Herr, daß diese Thatsachen der Anklage völlig fremd sind."

„Sie schließen sich ihr vielmehr auf die allerengste Weise an. Es giebt noch eine andere Person, deren Schritte aufgeklärt werden müssen, das ist der alte Franz, Ihr alter Kammerdiener. Unglücklicher Weise erlaubt sein beunruhigender Zustand seine Vernehmung nicht; daher wende ich mich an Sie um Aufschluß über sein unerklärliches Benehmen."

Der Graf wiederholte die Mittheilungen, welche er Dubreuil gemacht hatte; jedoch war Herr von Germont dadurch nicht zufrieden gestellt.

„Hatten Sie, fuhr er fort, nicht einen besonderen Grund, Franz vor jedem Andern den Vorzug zu geben? Hatte dieser Mensch zum Beispiel Ihnen nicht eine geheimnißvolle Mittheilung über

gewisse Ereignisse aus dem Privatleben im Schlosse von Saint-Leger gemacht? Hatte er es nicht versucht, einen gewissen Verdacht gegen eine Ihnen theure Person zu wecken?"

„Mein Herr!" . . . . antwortete der Angeklagte leidenschaftlich. Jedoch sich gleich wieder beruhigend, fuhr er fort:

„Sie werden wohl begreifen, daß ich mich weigern werde, Ihnen auf diesem Boden zu folgen; meine Würde erlaubt mir nicht, auf dergleichen Fragen zu antworten."

„Nun dann, antwortete der Richter mit bekümmerter Miene, sehe ich wohl, daß ich von Ihnen das nicht erfahren werde, was mir der Grund von Allem gewesen zu sein scheint. Ich habe Ihnen, Herr Graf, bereits gesagt, daß Sie einem falschen Ehrgefühl zu sehr sich überlassen . . . . Nichts desto weniger zwingt mich mein Amt, alle Spuren zu verfolgen, wenn diese auch meinen Gefühlen als Mann von Welt widerstreiten sollten. Ich bitte, Frau von Ganges herbeirufen zu lassen."

„Sie! rief der Graf in außerordentlicher Aufregung; ich mag sie nicht sehen! sähe ich sie jetzt, ich wäre im Stande . . ."

„Zu was? sind Sie gegen Frau von Ganges erzürnt?“

Der Graf begriff, daß er durch seine Weigerung die Waffen gegen sich selber kehren würde.

„Zorn gegen meine theure Leocadie, antwortete er mit erzwungenem Lächeln, das können Sie unmöglich glauben. . . Nur weil Frau von Ganges mit der Anklage durchaus nichts zu thun hat, würde es mir einen außerordentlichen Kummer verursachen, sie den Plackereien und Verhören der Justiz, welche leider oft sehr unbescheiden sind, ausgesetzt zu sehen.“

„Ich wünschte im Stande zu sein, ein solches Zartgefühl achten zu dürfen, bin aber leider gezwungen, darauf zu bestehen, daß die Frau Gräfin sofort hier erscheine.“

Ungeachtet des wahrhaft feinen Tons der Gerichtsperson, verhehlte sich Herr von Ganges doch nicht, daß ihm ein Befehl gegeben war. Er zog daher mit zitternder Hand an der Klingelschnur und beauftragte Julius, welcher darauf erschien, die Gräfin zu benachrichtigen.

Der Richter sowohl, wie der Angeklagte, beob-

achteten, während Leocadie erwartet wurde, beiderseits das tiefste Stillschweigen.

Herr von Germont schien über die erhaltenen Antworten nachzudenken und die Fragen im Geiste zusammenzustellen, welche er noch zu thun hatte. Was den Grafen betrifft, so war seine Angst so groß, daß er sich ihrer nicht bemeistern konnte. Er wechselte fortwährend die Farbe, war bald blaß, bald carmoisinroth; ein kalter Schweiß floß von seiner Stirn herab; seine Hände waren krampfhaft zusammen gepreßt.

Man brauchte nicht lange zu warten. Unstreitig hatte die Gräfin es vermuthet, daß auch sie vor den Richter werde geladen werden, denn sie erschien in einer gewählten, den guten Geschmack bekundenden und ihre äußere Persönlichkeit hebenden Kleidung. Ihr Gesicht verrieth, allen ihren Anstrengungen zum Trotz, Abspannung und Schlaflosigkeit, jedoch schien dasselbe für den Gegenstand zusammengesetzt zu sein; man las darin ein wenig Traurigkeit, zugleich aber auch eine Sicherheit, welche von einem sehr festen Entschlusse herzurühren schien.

Herr von Ganges sowohl, wie der Richter, waren aufgestanden, sie zu empfangen. Die beiden

Ehegatten wechselten auf der einen Seite einen Blick voller Mißtrauen und Zorn, auf der anderen, Seitens der Gräfin, voller Schmerz und Liebe. Herr von Germont führte sie zu einem Lehnstuhle auf der anderen Seite des Kamins, dann setzte er selbst sich zwischen die Frau und den Mann, vielleicht um die Zeichen des Einverständnisses, die sie wohl die Absicht haben konnten zu wechseln, sogleich aufzufangen.

Eine gewisse Beängstigung herrschte anfangs unter diesen drei Personen.

„Madame . . . meine theure Freundin, sagte endlich der Graf, indem er seiner Stimme die größte Lieblichkeit zu geben suchte, es ist nicht mein Fehler, wenn Sie auf diese Weise gezwungen werden, meinen Verdruß zu theilen; ich wollte Sie so gern außerhalb dieser traurigen Verhandlungen lassen; es ist mir dies aber nicht erlaubt worden.“

Herr von Germont versuchte dagegen Widerspruch zu erheben.

„Ist es denn nicht meine Pflicht, Gustav, sagte die Gräfin mit einer melancholischen Lebhaftigkeit, meinen Antheil an Ihrem Kummer, Ihren Erniedrigungen zu nehmen? Seit der langen Zeit,

während welcher wir getrennt leben, habe ich weder Ihre Vergnügungen noch Ihre Freuden theilen können; lassen Sie mich nun wenigstens mit Ihnen leiden und glauben Sie mir, daß meine persönlichen Uebel noch weniger mich angreifen werden, als die Ihrigen."

Der Graf antwortete nicht; Herr von Germont erwiederte:

„Ich begreife es sehr wohl, Madame, wie peinlich sowohl Ihre als des Herrn Grafen Lage ist; jedoch die meinige ist nicht weniger schwierig . . . Ich bitte Sie daher, an die unvermeidliche Nothwendigkeit zu denken, der ich unterworfen bin, falls ich gezwungen sein sollte, Fragen, die ihr Zartgefühl verletzen dürften, an Sie richten zu müssen."

Leocadie verneigte sich stillschweigend; der Graf hatte die Augen stier auf die Feuerbrände im Kamin gerichtet und schien kaum darauf zu achten, was gesprochen wurde.

„Madame, fuhr der Richter fort, darf ich aus Ihren letzten Worten schließen, daß in Folge der freiwilligen Entfernung des Herrn Grafen, oder auch nicht, eine wirkliche, gegenseitige Kälte zwischen Ihnen und Ihrem Gatten eingetreten gewesen sei?"

„Eine Kälte? Nein, mein Herr; ich fühlte eine große Kleinmüthigkeit, eine tiefe Traurigkeit, die mir nirgends Ruhe ließen. Ich hielt mich für verlassen; ich weinte, ich regte mich fortwährend auf, um Zerstreuungen aufzusuchen, die ich doch nicht fand . . . . Alle die, welche sich mir nähern, werden Ihnen sagen können, wie viel Leiden auf mein Gemüth eingewirkt hatten . . . . Die Einsamkeit, die gekränkte Eigenliebe, die Unmöglichkeit mein Geheimniß irgend einem Menschen anvertrauen zu können, hatten meine Ideen verwirrt; diese Verwirrung ging, ich muß es bekennen, bis zur Ausschweifung . . . . Aber, was beweist dies Alles, mein Herr, wenn ich deshalb gegen den Urheber meines Kummers weder Kälte noch Gleichgültigkeit zeige? Ungeachtet seines gegen mich begangenen Unrechts liebte ich ihn stets, und ich würde mein Leben darum gegeben haben, um ihm zu gefallen."

Herr von Ganges machte eine Bewegung; seine Lippen bewegten sich so, als hätte er reden wollen; aber eben so schnell warf er sich in seinen Lehnstuhl zurück.

„Solche Gesinnungen gereichen Ihnen und dem Herrn Grafen zur Ehre, antwortete der Rich-

ter; aber in der Abgeschiedenheit, in der Sie lebten, hatten Sie Verbindungen mit Ihren Nachbarn von Barneville unterhalten, und es wird versichert, daß der unglückliche junge Mann, der auf eine so tragische Weise gestorben ist, für Sie eine heftige Leidenschaft gefühlt habe . . ."

Bei dieser schmerzlichen Erinnerung konnte die Gräfin sich nicht mehr halten. Die Thränen flossen aus ihren Augen und sie schluchzte in ihr Schnupftuch, während sie gezwungen war, sich umzukehren. Ihr Gemahl beobachtete sie mit wildem Blicke; der Richter sah ihn von der Seite an, während er langsam aus einer goldenen Dose eine Prise Tabak zu nehmen suchte.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, sagte die Gräfin mit einer noch sehr aufgeregten Stimme, dieser junge Mann war der einzige Sohn einer alten Freundin von mir; ich sah ihn häufig und ich glaube sogar, eine Veranlassung mit zu seinem bedauerlichen Tode zu sein . . ."

Sie hielt von Neuem inne. Herr von Germont, den das Verlangen, die Wahrheit zu erforschen, ganz in Anspruch nahm, bemerkte nicht, um welchen

Preis von Torturen dieses Geständniß war abgelegt worden.

„Ah! sagte er mit freudiger Stimme, endlich erfahre ich doch nun etwas! . . . . Sie leugnen also nicht, Madame, diese so verhängnißvolle Leidenschaft des jungen Barneville für Sie gekannt zu haben?"

„Wie sollte ich dieselbe nicht gekannt haben? Sie zeigte sich auf seinem Gesicht, in seinen Blicken, selbst in seinem Stillschweigen. Er war fast wie ein Kind, das seine Eindrücke nicht zu verstellen wußte, und . . ."

„Und Sie, Madame, und Sie?" platzte der Graf hervor.

Dieser drohende Ton machte Leocadie erstarren; sie war einer Ohnmacht nahe; jedoch, gegen diesen Eindruck kämpfend, antwortete sie mit schwacher, aber fester Stimme:

„Ich, mein Herr, fühlte Mitleid mit den Leiden, deren Ursache ich war . . . Dennoch habe ich Herrn von Barneville niemals geliebt."

Herr von Ganges fiel wieder in seine scheinbare Gleichgültigkeit zurück. Leocadie aber fuhr fort:

„Außerdem muß ich noch ein anderes Bekennt-

niß ablegen .... Es bemächtigte sich meiner während dieser so unschuldigen und so wahren Liebe ein grausamer Gedanke. Stets darüber grübelnd, durch welche Mittel es mir wohl gelingen könne, den Grafen wieder zu mir zurückzuführen, glaubte ich endlich, daß die Eifersucht wirksamer sein würde, als meine Resignation. Ich wies daher die Annäherung des Herrn von Barneville nicht mit gehöriger Strenge zurück, ich hielt ihn nicht in derjenigen Entfernung von mir, wie dies vielleicht meine Pflicht gewesen wäre ... O! verzeihen Sie mir diese Koketterie; ich fühlte mich in meiner Verlassenheit so unglücklich; ich war wahnsinnig! Es schien mir gewiß, daß mein Gemahl, früher oder später, von meiner Leidenschaft würde in Kenntniß gesetzt werden, daß er Verdacht schöpfen, hierher eilen, und daß ich ihm dann würde sagen können; „„Ich habe außer Ihnen nie Jemand geliebt; ich werde keinen Andern lieben, wie Sie ....""

Nun hielt der Graf sich nicht mehr.

„Leocadie, meine theure Leocadie, rief er, ist das auch wahr?"

„Es ist wahr, Gustav, ich schwöre es zu Gott."

Die strafbare Gräfin leistete durch diese Erzäh=

lung dennoch keinen Meineid; Alles, was sie sagte, beruhete auf der strengsten Wahrheit. Sie hatte beim Dulden der Liebe des Herrn von Barneville nur den einzigen Gedanken, ihren Gatten durch den Stachel der Eifersucht zu sich zurückzubringen. Was sie jedoch nicht gestand, und was sie gern sich selbst verhehlt hätte, das war der fürchterliche Erfolg, den dieses treulose und gefährliche Spiel für sie selbst hatte.

In Folge dieser Auslassung wechselten die beiden Gatten einen langen, sympathetischen Blick; selbst Herr von Germont schien diese Genugthuung zu theilen.

„Ich danke Ihnen, Madame, sagte er; Ihre Freimüthigkeit wird für Alle von herrlichem Erfolg sein . . . . Ich will Sie nur noch Eins fragen; glauben Sie, daß der Herr Graf die Beziehungen, in denen der Herr von Barneville zu Ihnen stand, gewußt hat?"

Leocadie wiederholte ihre Muthmaßungen hinsichtlich Franz's, und dieses Mal gab Herr von Ganges durch ein Kopfnicken ein bestätigendes Zeichen.

„Auf diese Weise, fuhr der Richter fort, steht es fest, daß der Herr Graf einen gesetzlichen Grund

zum Hasse gegen Eduard von Barneville hatte... Nur eine Frage, Madame, und ich werde Sie dann nicht mehr quälen . . . Glauben Sie, daß Herr von Barneville über Ihre Härte hätte zur Verzweiflung gebracht werden können, um seinem Leben ein Ziel zu setzen?"

„Schonen Sie meiner, mein Herr, stammelte sie; es würde für mich zu peinlich sein, wenn ich dieses furchtbare Problem zu lösen suchen sollte."

„Von nun an, Herr Graf, sagte der Richter, indem er sich zu diesem wandte, muß ich Sie wieder um Auskunft bitten . . . . Der Schleier ist auf dem Punkte, wo wir jetzt stehen, zur Hälfte gelüftet. Die Umstände sind der Art, daß selbst in dem Falle, wenn Sie das Unglück gehabt haben sollten, diesen Mann, der Ihr häusliches Glück zu stören versuchte, bei einem zufälligen Zusammentreffen zu tödten, Sie doch nur eine leichte Strafe erhalten würden. Bekennen Sie also, daß, als Sie sich mit Eduard von Barneville Auge gegen Auge gegenüber standen, Sie in Streit zusammen gerathen und daß ein Kampf . . ."

Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung.

„Mein Herr, sagte er lebhaft, ich wiederhole

Ihnen, Eduard von Barneville ist durch Selbstmord gestorben."

Der Richter, welcher sich schon am Ziele seiner Anstrengungen wähnte, mußte durch das halsstarrige Leugnen des Angeklagten dennoch vor dem Hafen Schiffbruch erleiden. Er erhob sich lebhaft von seinem Stuhle und sagte in trockenem Tone:

„Es ist genug, Herr Graf, und Zeit, diese Unterhaltung aufzuheben . . . Ich bedaure, daß Sie die Freimüthigkeit der Frau Gräfin nicht nachahmen zu müssen glauben; jedoch werden Ihre Behauptungen bald unnütz sein. Dieser Brief, den Eduard von Barneville bei Vinet gezeigt, den er aus einer grünen Brieftasche gezogen hat, dieser Brief, welcher bestimmt Aufschluß über das tragische Ende seines Verfassers geben muß, kann nicht verloren gegangen sein."

Die Gräfin war plötzlich wieder erbleicht.

„Was sagen Sie, mein Herr? fragte sie zitternd; dieser junge Mann hatte einen Brief geschrieben . . . und an wen war dieser gerichtet?"

„Allem Anscheine nach an Sie, Madame. Vinet hat sich geweigert, sich damit zu befassen, und Barneville hat ihn wieder mit sich genommen; und

dennoch ist dieses wichtige Schreiben, wenige Augenblicke später, als man den Körper untersuchte, verschwunden gewesen. Der Herr Graf behauptet durchaus fest, davon keine Kenntniß gehabt zu haben. Es muß dasselbe entweder zerrissen, oder mit der Schreibtafel verloren gegangen sein; man muß daher beides, entweder ganz oder zerrissen, wieder auffinden. Ich habe deshalb Befehl gegeben, daß man mit der größten Sorgfalt das Gehölz zwischen dem Grauen Hause und der Thränenquelle durchsuche. Man wird, wenn es nöthig sein sollte, alle Bäume abhauen, man wird das Gras bis auf den letzten Halm abmähen . . . . Ich behaupte, dieses Papier wird, und sollte es in die allerkleinsten Stücke zerrissen sein, sich wiederfinden. Ich selbst werde dies Geschäft leiten . . . . Nun, Herr Graf, Sie können sich auch jetzt noch durch Ihre Aufrichtigkeit ein Verdienst erwerben, das in wenigen Stunden keinen Werth mehr hat . . . . Sie haben mir nichts zu sagen?"

Wie man sieht, war Herr von Germont zähe, aber Herr von Ganges war dies nicht weniger.

„Nichts", antwortete er kalt.

Der Richter griff nach seinem Hute.

„Ungeachtet Ihres hartnäckigen Leugnens, sagte er, will ich Sie dennoch nicht dadurch beleidigen, daß ich Sie der erniedrigenden Ueberwachung eines Gendarmen unterwerfe. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das Schloß nicht eher verlassen zu wollen, bis diese beklagenswerthe Angelegenheit ihre Lösung gefunden hat?"

„Ich gebe Ihnen dasselbe, mein Herr, und danke Ihnen für diese Nachsicht, deren ganzen Werth ich zu erkennen weiß."

Herr von Germont grüßte artig und entfernte sich.

Beide Ehegatten sahen sich nun allein und blickten einander einen Augenblick sprachlos an. Endlich trat Herr von Ganges auf seine Gemahlin zu, öffnete die Arme und sie stürzte an seine Brust.

„Leocadie, meine arme Leocadie, murmelte Herr von Ganges, wie bin ich doch gegen Sie so strafbar! Können Sie mir jemals das, was Sie gelitten haben, verzeihen?"

„Gustav, sagte nun ihrer Seits die Gräfin, während sie ihn mit einer Art Raserei an ihr Herz drückte, Gustav, warum kommt dies Bekenntniß

so spät? Wir hätten viel Unglück, viele Fehler vermeiden können!"

Bald jedoch schien eine trübe Ahnung ihre Freude wieder zu beunruhigen; sie hörte kaum auf die schmeichelnden Worte ihres Gatten, sie empfing zerstreut seine Liebkosungen. Endlich entriß sie sich, unter dem Vorwande großer Ermüdung, seinen Armen, stürzte plötzlich davon und fiel, kaum in ihrem Zimmer angelangt, ohnmächtig nieder.

An demselben Tage kehrte Herr von Germont, der die Nachsuchungen im Walde selbst geleitet hatte, um die Auffindung der Brieftasche Barneville's zu ermöglichen, gegen Sonnenuntergang nach dem Dorfe, wo er vorläufig Quartier genommen hatte, gedankenvoll zurück.

Die besonderen Aufseher von Saint-Leger, die Feld-Aufseher der benachbarten Ortschaften, mehrere Gensdarmerie-Brigaden, ohne die große Zahl anderer Arbeiter zu rechnen, hatten den ganzen Tag mit diesen Nachforschungen sich beschäftigt. Man hatte den ganzen Erdboden zwischen dem Grauen Hause und der Thränenquelle auf das Allergenaueste untersucht; der Zaun von Vinet's Garten war verschwunden; alle großen Kräuter, alle Sträucher

waren abgemähet; die kleinsten Vertiefungen im Boden waren nachgesehen; ja, man hatte selbst die Vorsicht gebraucht, das Bette des kleinen Baches, den die Quelle bildete, einer Untersuchung zu unterwerfen. Dessen ungeachtet war weder die Brieftasche, der Brief, noch die kostbaren Stücke desselben, aufgefunden worden, und dieses unbegreifliche Verschwinden beschäftigte gerade in diesem Augenblicke den Scharfsinn der gewandten Justizperson.

Wenige Schritte hinter ihm her folgte Vinet, den Herr von Germont sich als den gebildetsten und denjenigen Aufseher zur Beihülfe ausgewählt hatte, der ihm die bedeutendsten und wichtigsten Mittheilungen machen konnte. Der gute Mann schien besorgt, murmelte, während er sich rechts und links in der Dämmerung des Waldes umschauete, wie aus Gewohnheit:

„Ah! Henker! Henker! . . . Henker . . .“

Der Richter blieb stehen, um ihn zu erwarten.

„Mein Freund, sagte Herr von Germont, wiederholen Sie mir doch die Worte Eduard's von Barneville, als er sich an Ihrem Gartenfenster zeigte. Uebergehen Sie aber ja nichts, denn ein

einziger, selbst der kleinste Umstand kann uns den Weg zu Entdeckungen zeigen."

Der Aufseher gehorchte, glitt aber ungeachtet der wiederholten Aufforderungen des Richters durchaus über die früheren Beziehungen Eduard's von Barneville und Fanchette's hinweg. Herr von Germont hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

„Das ist unbegreiflich, sagte er endlich; was ist wohl aus diesen Gegenständen geworden? Es ist nur eine einzige Voraussetzung anzunehmen; es ist die, daß der Graf von Ganges sich nach Barneville's Tode der Brieftasche in der Meinung, etwas darin zu finden, was seiner Ehre zuwider liefe, bemächtigt hat; der Graf leugnet indeß eben so den Mord wie die Entwendung!"

„Er leugnet, mein Herr, fragte der Aufseher, dessen Geist sehr thätig beschäftigt schien, er leugnet . . . mordicus?"

„Mit einem solchen Nachdruck, mit einem solchen Accent der Wahrheit, daß ich ihm glauben würde, wenn irgend eine andere Auslegung zulässig wäre."

Binet kratzte sich hinter'm Ohr.

„Zum Henker! mein Herr Richter, sagte er in einem entschlossenen Tone, wenn er es sagt dann ist es gewiß so. Herr von Ganges ist ein Edelmann von altem Stamme und würde sich mit keiner Lüge besudeln, selbst wenn diese Lüge ihm das Leben retten könnte. Man muß also etwas Anderes suchen."

„Suchen! Suchen ist viel leichter als finden!"

„Hören Sie mich an, Herr von Germont, fuhr der Aufseher fort, während er mit den Augen blinzelte, Sie haben, wie man zu sagen pflegt, bereits einen Luchs gesehen, das ist endlich leicht zu errathen, und ich glaube, daß, wenn man Ihnen ein wenig zur Hand geht, Sie sehr schnell ein Knäuel abzuwickeln wissen . . . Aber, Henker! man ist nicht immer auf Alles bedacht. So zum Beispiel, haben Sie sich wohl den Umstand reiflich überlegt, daß Herr von Barneville Vorbereitungen zur Abreise getroffen und natürlich auch werthvolle Papiere und Geld bei sich gehabt hatte? Nun ist mir aber gesagt worden, daß in seinen Taschen nichts dergleichen sich gefunden hat."

„In der That, die Baronin von Barneville hat erklärt, ihrem Sohne an dem Morgen eine

kleine Summe in Gold und mehrere Bankscheine gegeben zu haben. Diese Bankscheine befanden sich ohne Zweifel in der Brieftasche."

„Aber das Gold? Sollte der Graf von Ganges, ein reicher Mann von hunderttausend Livres Einkünften, wohl die Taschen eines Leichnams durchsucht haben?"

Der Richter schlug sich vor die Stirn.

„Binet, sagte er lebhaft, ich möchte Ihnen das sonderbare Lob, das Sie mir eben ertheilt, gleichfalls ertheilen . . . . aber beeilen Sie sich, mir Ihre ganzen Gedanken mitzutheilen."

„Nun gut! meine Ansichten sind folgende: der Graf lügt nicht, der junge Herr von Barneville hat sich selber das Leben genommen; aber vor der Ankunft meines Herrn an dem Orte des Ereignisses kann bereits eine andere Person die Taschen des Todten durchsucht haben. Man möchte hier im Walde von Saint-Leger mehr als einen zu einer solchen schlechten Handlung fähigen Taugenichts finden!"

„Warten Sie . . . . Herr von Ganges hat in seinem ersten vor mir bestandenen Verhöre geäußert, er habe bei seiner Ankunft auf dem Schau-

platze des Ereignisses ein leichtes Geräusch in den Gebüschen vernommen, ähnlich dem, als wenn sich Jemand verstecke oder die Flucht ergreife. Diesen Umstand habe ich ganz außer Acht gelassen, und der Graf selbst, der ihn vielleicht für unwesentlich hielt, hat seiner auch nicht wieder erwähnt . . . . Verfolgen wir diesen Punkt weiter, und ich denke, wir sind dann auf einer guten Spur . . . Wissen Sie vielleicht, ob einer dieser Wilddiebe, die diesen Wald unsicher machen, sich in dem Augenblicke des Ereignisses in der Nähe befunden haben könnte?"

„Ja, ich kenne Einen, mein Herr! und namentlich den gefährlichsten und furchtbarsten von Allen . . . Er war bei mir im Grauen Hause, um mich auszuspioniren; da ich ihn aber als einen Schurken kenne, so habe ich ihn nachdrücklich und derb abgeführt, und wie ich glaube, in Furcht gesetzt. Er wird sich in der Nähe der Quelle versteckt und, wie ich dies voraussetze, so den Selbstmord mit angesehen haben, aus dem er sofort Nutzen ziehen zu müssen geglaubt hat; das Gold, die Brieftasche, ja selbst das Pistol, dessen der arme junge Mann sich bedient, sind ihm gewiß als eine gute Beute erschienen."

„Und wie heißt derjenige, den Sie wegen dieses ruchlosen Diebstahls in Verdacht haben?"

„Hieronymus Rouiller, Schulmeister im Kirchspiel von Saint-Leger."

Zu gleicher Zeit erzählte Vinet, was er von diesem Menschen alles wußte. Er zählte die dem Leser schon bekannten Vorfälle auf, das Erscheinen des Gespenstes in dem Grauen Hause, in der ersten Nacht seines Dortseins; die teuflische Kunst, durch die Rouiller Susanne zu seiner Mitschuldigen gemacht hatte; kam dann auf den Antheil, den dieser Mensch an dem unglücklichen Ende bei der Thränenquelle hätte nehmen müssen; so daß Herrn von Garmont auch nicht ein Wort dieser Erzählung entging.

„Mein Freund, sagte er endlich mit einer überlegenden Miene, ohnstreitig ist dieser Hieronymus Rouiller ein Heuchler der schlechtesten Art; aber als Gerichtsperson ist mir die allergrößte Vorsicht auferlegt . . . Ich kann auf Voraussetzungen, auf Vermuthungen und für sich allein dastehende Thatsachen keinen Vorführungsbefehl erlassen. Ich habe die Absicht, die Geschichte bei den Steinbrüchen, welche nicht hinlänglich untersucht worden ist, nach

Beendigung der Angelegenheit des Grafen von Ganges, wieder vorzunehmen. Erheben sich dabei Verdachtsgründe gegen den Schulmeister, dann werde ich ihn gewiß nicht schonen. Bis dahin muß ich mich schon begnügen, ihn nur als Zeugen vorzuladen."

„Das würde ihn zu vorsichtig machen, und ich fürchte, daß er überhaupt jetzt schon zu sehr auf seiner Hut ist . . . . Glauben Sie mir, Herr Richter, man muß bei einem solchen Schnapphahn nicht so viele Bedenken tragen. Er ist ein Verbrecher, ich lasse mir meine Hand darauf verbrennen; meine Witterung, sehen Sie, täuscht mich nicht . . . . Der muß noch ganz andere Verbrechen verübt haben als die, welche ich vermuthe, und wenn Sie ihn so unverhofft faßten, würden Sie, ich bin dies überzeugt, nicht vieler Mühe bedürfen, ihm, trotz seiner Schlauheit und seiner Heuchelei, die Maske vom Gesicht zu reißen."

Die Gerichtsperson lächelte von Neuem.

„Nun gut! es sei, antwortete er; es geht zwar auf meine Verantwortlichkeit, wenn ich dieses Individuum, auf solche Anzeigen hin, verhaften lasse; aber ich setze Vertrauen in Ihre Witterung...

Wenn mir Rouiller überdies genügende Auskunft giebt, dann werde ich ihn sogleich wieder entlassen."

„Ja, ja, mein Herr, wenn er nur erst in Ihren Händen wäre, werde ich ganz ruhig sein . . . beim Henker!"

Herr von Germont rief den Brigadier der Gensdarmerie, der eben einige von seinen Leuten wieder ins Dorf zurückführte, zu sich und sagte ihm leise einige Worte. Der Brigadier folgte dann dem Richter mit seiner Mannschaft.

„Verlassen Sie mich aber auch nicht, Vinet, sagte Herr von Germont, vielleicht dürfte ich Sie gebrauchen."

Während dieser Unterhaltung hatte man den Wald verlassen; bald wurde der schlechte Gasthof, in welchem Herr von Germont sein Quartier genommen hatte, erreicht. In einem Augenblicke hatte der Gerichtsschreiber den Befehl aufgesetzt, den Herr von Germont unterschrieb;' dann wurde dieser Befehl dem Brigadier behändigt, dem Vinet noch die nöthigen Anzeigen über die Wohnung und die Gewohnheiten des Schulmeisters mittheilte.

Die Abwesenheit der Gensdarmen war nur von ganz kurzer Dauer; bald kehrte der Offizier mit

der Nachricht zurück, daß das Individuum, zu dessen Einziehung er beauftragt worden, sich nicht in seiner Wohnung befinde, und daß dasselbe auch seit dem frühen Morgen von Niemandem gesehen worden sei.

„Das ist mein Fehler! rief nun Vinet mit einer Art von Zorn gegen sich selbst; ich habe gestern zu viel geschwatzt, weil ich mich abgesetzt glaubte . . . Zum Henker! es ist aber eigentlich auch nicht mein Fehler, wenn ich eine zu große Zunge habe! . . . Nun sehen Sie aber wohl, fuhr er, sich an den Instructionsrichter wendend, fort, daß dieser verdammte Hieronymus kein gutes Gewissen haben muß, da er sich so davon gemacht hat."

„In der That schuldigt ihn sein Verschwinden an und ich werde nun das gegen ihn erlassene Verhaftsmandat aufrecht erhalten . . . . Wo aber soll man seiner jetzt habhaft werden? Er hat gewiß schon das Land verlassen."

„Das ist zwar nicht unmöglich; es könnte aber auch wohl sein, daß er, wie der Fuchs, die Idee gehabt hätte, noch um seinen Bau herum List auszuüben, bevor er diesen für immer verläßt! Wollen Sie, mein Herr, mir Glauben schenken, dann be=

fehlen Sie, daß man den Schaffner der Pariser Schnellpost, welche jede Nacht die Chaussee passirt, überwache; alle diese Schaffner sind gute Freunde der Wilddiebe. Sollte sich nun Rouiller noch in diesem Kreise aufhalten, dann wird er gewiß, wenn er erfährt, daß man bei ihm war, um ihn festzunehmen, so schnell wie möglich noch in dieser Nacht abreisen .... und er hat dies gewiß erfahren, denn diese Schurken wissen Alles."

„Das ist eine gute Vorsicht, sagte Herr von Germont; aber außerdem möchte ich auch eine Durchsuchung der Rouiller'schen Wohnung anstellen lassen."

„Und wissen Sie denn, was Sie darin finden würden? sagte der Aufseher grinsend: Meßbücher, Gypsabdrücke der heiligen Jungfrau, Rosenkränze und nichts weiter ... Dieser verschmitzte Kerl ist viel zu schlau, als daß er nur die geringsten Kleinigkeiten, die ihn verdächtigen könnten, bei sich aufbewahren sollte. O! zum Henker, ich kenne ihn durch und durch ... Hören Sie, Herr Richter, ruhen Sie sich nun aus, und lassen Sie mich nur machen. Ich werde einen Menschen besuchen, der vielleicht ... ich will mich zwar für das Gelingen

meines Plans nicht verbürgen; jedoch werde ich es versuchen."

„Und was ist Ihre Absicht, Binet?"

„Gestatten Sie mir, Herr Richter, Ihnen dieselbe nur dann zu sagen, wenn sie gelungen sein wird. Haben Sie Vertrauen zu mir, und vielleicht bringe ich Ihnen noch im Laufe dieses Abends meine Neuigkeiten . . . Henker!"

Er ging plötzlich fort. Der Richter benutzte diesen Augenblick, um durch etwas Ruhe und Nahrung, deren er so sehr bedurfte, seine erschöpften Kräfte zu ergänzen.

IV.

Die Entdeckungen.

Der Aufseher Vinet durchschritt, nachdem er den Gasthof verlassen hatte, mit großen Tritten das Dorf, ohne sich um die Neugierde, die seine Gegenwart im Orte den alten Frauen einflößte, weiter zu beunruhigen. Er erreichte bald das äußerste Ende einer kleinen, engen Straße, die nach dem Holze zu führte, und blieb vor einem ziemlich armseligen Hause stehen, das er wieder zu erkennen suchte. Endlich sicher, sich nicht geirrt zu haben, ging er durch einen dunklen Flur und kletterte eine knarrende Treppe zum ersten Stock des Hauses hinauf. In diesem Augenblicke fing es an Nacht zu werden; der Aufseher hatte nur noch so viel

Lichtschein, um sich nicht gegen die Mauern zu stoßen. Ein Geräusch von Stimmen, das aus einem nahen Zimmer zu kommen schien, diente ihm zum Führer, und als er dann seine Hand an dem Drücker einer Thür fühlte, öffnete er ohne Zögern. Er befand sich bei Louis Hubert.

Es war dies ein ziemlich großes Zimmer, von dem in dieser Stunde der Dämmerung ein großer Theil in Schatten gehüllt war. Der dem Fenster am nächsten gelegene Theil schien die Werkstatt des Bewohners dieses Quartiers zu sein; man sah dort eine Drehbank und das ganze Geräthzeug von Hohlmeisteln, feinen und Kehlhobeln ꝛc., die nothwendigsten Bedürfnisse eines Drechslers. Auf einem Simse bemerkte man unter einer Glasglocke Hubert's Meisterstück, ein Stück Tischlerarbeit, das mit Recht die Bewunderung der Bewohner dieser Gegend auf sich zog. Es bestand aus einer Art von Tempel mit Säulen und durchsichtig ausgeschnitzten Rosetten, schlanken Glockenthürmen, zierlich ausgehöhlten Kugeln, in deren Innern Kreuze und Sterne angebracht waren; das Ganze war mit einer unendlichen Menge von Zierrathen aus Perlmutter, Ebenholz und Elfenbein versehen, und von einer solchen

Feinheit und Leichtigkeit, daß man dasselbe mit einem Windhauche zerbrechen zu können schien. Beim Besehen dieses Wunders von Geduld, Nettigkeit und gutem Geschmack mußte man darüber erstaunen, daß der geschickte Künstler, der dieses Werk hervorgebracht, sich hier in diesen unbekannten Marktflecken Saint-Leger hatte begraben können. Der übrige Theil des Zimmers war, wie wir bereits gesagt, in Finsterniß gehüllt; jedoch sah man darin wohl ein ziemlich schlechtes Bett und einige grobe Möbeln, welche diese kärgliche Einrichtung bildeten.

Bei dem Geräusch, das Vinet's Eintreten verursachte, schwiegen die Redenden plötzlich still. Es waren deren zwei. Der Besitzer der Wohnung, welcher in einem hölzernen Lehnstuhle saß, während er sein krankes Bein auf einen niedrigen Sessel ausgestreckt hielt; die andere Persönlichkeit hatte sich aber so in den Hintergrund gesetzt, daß man ihre Züge nicht unterscheiden konnte.

„Wie! Herr Vinet, sagte Louis Hubert in freudigem Tone, während er ängstlich aufstand, bemühen Sie sich wirklich zu mir?"

„Zum Henker! Das bin ich Dir doch wohl schuldig, mein Junge, antwortete der gute Mann

in wohlwollendem Tone, während er ihn veranlaßte, sich wieder niederzusetzen und gleichzeitig selber Platz nahm; nun, wie geht es mit Deiner Verletzung?"

„Es ist nichts, Herr Vinet, eine Kleinigkeit . . . ich würde, wenn es gefordert werden möchte, einen Contretanz tanzen, ja selbst auf der Spitze des Berges vor Saint-Leger den Untergang der Sonne ansehen können . . . . Ach, was ist ein Sonnenuntergang doch schön!"

„Hm! ich wußte es gar wohl, Choupille hat keinen giftigen Zahn . . . Zum Henker! Ohne Dich, mein lieber Junge, würde ich wohl die Sonne niemals wieder weder unter- noch aufgehen gesehen haben, denn ich würde mir in dem Steinbruchgrube das Genick gebrochen haben; und, meiner Treue, immer wäre das noch besser gewesen, als so dumm und verkrüppelt, wie dieser arme Franz, leben zu müssen."

„Dafür brauchen Sie mir keinen Dank zu sagen, Herr Vinet, antwortete der junge Kunstdrechsler, während er einen Blick über die Schulter nach seinem stummen Gesellschafter warf, sondern dem jungen redlichen Mann, der mir die Mittel gewährt hat, Ihnen diesen Dienst leisten zu können."

„Man wird das nicht vergessen, wenn der geeignete Augenblick gekommen sein wird, erwiederte der Aufseher kalt; vielleicht ist dieser Augenblick nicht mehr fern. Der Instructionsrichter hat die Absicht, die Geschichte beim Steinbruche auf das Allergenaueste zu verfolgen, und es werden Alle die, die verdächtig sind, direct oder indirect an diesem Verbrechen Theil genommen zu haben, verhaftet werden."

Die Persönlichkeit, welche sich im Schatten hielt, wurde durch diese Worte von Zuckungen befallen, während Hubert mit Aufregung ausrief:

„Sie verhaften! Kennt man sie denn?"

„Zum Henker! man kennt sie genau .... Der Richter hat schon ihr Namensverzeichniß, und, um den Anfang zu machen, hat man schon Gendarmen zum Anführer der Wilddiebe, diesem ehrlosen Schurken Hieronymus Rouiller, dem Schulmeister, abgeschickt.

„Zum Schulmeister? rief Hubert hitzig, ist er nun endlich entlarvt?"

Dann wandte er sich der stummen Person zu, deren unterdrückte Seufzer man hörte, und sagte:

„Du siehst nun, Claudius Pichard, daß Alles

verloren ist; es wird nichts übrig bleiben, als die Wahrheit zu sagen!"

Und er zog einen jungen Mann von ohngefähr zwanzig Jahren, von ziemlich anständigem Aeußern, der in Thränen zerfloß, hervor. Binet betrachtete ihn begierig.

„Ei! zum Henker! Freund, Dich kenne ich; Du bist ein Mitglied der Bande, und zum Beweise mußt Du noch einen rothen Strich auf dem Aermel Deiner Blouse haben."

Claudius fiel auf seine Kniee.

„Es ist wahr, Herr Aufseher, stammelte er mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme; ich werde Alles gestehen . . . . aber, im Namen des guten Gottes! suchen Sie es zu verhindern, daß ich bestraft werde, meine arme Mutter würde darüber vor Kummer sterben. Ja, ich bin während der Nacht mit den Uebrigen gegangen; ja, ich habe mitunter einen Fasan oder ein Rebhuhn genommen. Als ich in die Bande eintrat, sagte man mir, es handele sich nur darum, sich lustig zu machen, zu jagen, und den Aufsehern, die sich mit uns nicht verständigen wollten, einige Streiche zu spielen. Indeß bereits schon im vorigen Jahre,

bei dem Unglücksfalle des armen Ducros, wollte ich mich zurückziehen; aber da überhäufte mich der Anführer mit Drohungen, so daß ich dies nicht wagte. Er ist gar zu niederträchtig! wir zitterten vor ihm . . . Was nun die Geschichte am Steinbruche betrifft, so hat der Schulmeister diese ganz allein mit Klein-Fuchs, einem armen, durch den Trunk blödsinnig gewordenen Menschen, den er ganz nach seinem Willen leitet, bewerkstelligt. An dem Tage, an welchem wir mit der Farbe gezeichnet wurden, hat er uns zusammenberufen und uns gesagt, daß wir nun nichts mehr zu schonen brauchten, daß er, um sich Ihrer zu entledigen, Ihnen einen schönen Streich spielen würde. Aber wir wollten ihn nicht anhören. Wüthend wegen unserer Weigerung, schlug er fluchend auf den Tisch (denn er flucht, wenn er bei uns ist), nannte uns nasse Hühner und erklärte uns endlich, daß er uns entbehren könne und seinen Plan mit Klein-Fuchs ausführen werde. Dann verließen wir ihn sämmtlich und ich lief, obgleich ich die Gegend, wo der Hinterhalt und die Falle gestellt werden sollte, nicht ganz genau wußte, so schnell ich konnte, sogleich zu Louis Hubert, um diesen zu benachrichtigen.“

Claudius hatte in einem so reumüthigen und aufrichtigen Tone gesprochen, daß der ehrliche Aufseher davon gerührt wurde; es lag jedoch in Vinet's Plane, diesen Eindruck nicht merken zu lassen.

„Deine gute Handlung soll Dir zu Gute kommen, mein Junge, antwortete er, während er seinen Kopf emporhob; unglücklicher Weise bin ich aber nicht der Richter . . . ich gebe Dir aber das Versprechen, daß ich meinen Bericht hinsichtlich Deiner zu Deinen Gunsten einrichten werde."

„O, mein Gott! mein Gott! was wird aus mir werden? sagte Claudius mit herzzerreißender Verzweiflung. Dahin führen also die vermeintlichen Scherze! . . . In das Gefängniß wandern, ein Straferkenntniß erhalten . . . . ich sterbe vor Schaam! Meine arme Mutter stirbt darüber hin. . . . Retten Sie uns, Herr Vinet; im Namen alles Dessen, was Ihnen das Theuerste ist, haben Sie Mitleid mit mir! Nur ein Einziger in unserer Bande ist ein wirklicher Missethäter; die Anderen sind arme Teufel, die das Elend dazu treibt, oder junge Leute ohne Ueberlegung, wie ich! Sie werden es nie bereuen, mein guter Herr Vinet,

mich aus dem Moraste gezogen zu haben; niemals, das schwöre ich Ihnen."

Dem redlichen Aufseher waren Thränen in die Augen getreten, jedoch die Dunkelheit verhinderte, sie zu sehen; er schwieg daher aus Furcht, daß seine aufgeregte Stimme seine Rührung verrathen möge. Hubert begann nun in feierlichem Tone:

„Claudius hat Recht, Herr Vinet; unter diesen Wildschützen ist nur Einer eines großen Verbrechens fähig; und diesen brauche ich nun nicht mehr zu schonen . . . . Hören Sie also. Bis jetzt war ich durch einen Eid gebunden, und ich würde tausend Drangsale ertragen haben, bevor ich ihn gebrochen. Aber an dem Tage, an dem ich wieder in Freiheit gesetzt wurde, versprach ich mir, wenn der Mörder des Aufsehers Joseph Dücros ein neues Verbrechen begehen würde, das erste öffentlich zu denunciren; dieses neue Verbrechen steht fest; ich habe nun endlich die Freiheit, den Mörder Joseph Dücros' anzugeben, es ist dies der abscheuliche Heuchler, Hieronymus Rouiller, der Schulmeister."

„Ah! zum Henker! das vermuthete ich!"

„Mein Gott! ist das möglich? fragte Claudius im höchsten Erstaunen; und Du rechtfertigtest Dich

nicht, als Dich die ganze Welt mit Plackereien und Elend überschüttete?"

„Nein, Claudius, antwortete der junge Drechsler, und doch habe ich viel gelitten! . . . Mein jüngerer Bruder Victor, dieses arme blödsinnige Kind, wegen dessen ich den großen Fehler begangen hatte, mich mit den Wilddieben zu vereinigen, war während der Zeit, wo ich im Gefängniß saß, gestorben. Bei meiner Entlassung flohen mich die anständigen Leute und weigerten sich, mit mir umzugehen; ich fand meinen Lebensunterhalt nun durch meine Arbeit nicht mehr . . . . Und überdies war ich drei Monate hindurch in einem abscheulichen Gefängniß gewesen, wo ich weder Himmel noch Erde sehen konnte; ich habe die fürchterlichste Angst, ich habe allen Hohn und alle Schande ertragen . . . . Dennoch habe ich nichts gesagt; ich war in Bezug auf diesen Mann wie mit Blindheit geschlagen; er hatte mir einzureden gesucht, der Tod des Aufsehers sei ein zufälliger, durch eine Ueberrumpelung, was weiß ich es, herbeigeführt! Jetzt aber kenne ich den wahrhaften Hergang und ich kann darüber Beweise beibringen. Während meiner Abwesenheit hat Rouiller mein Gewehr aus meiner Wohnung geholt; das

seinige, welches stets im Walde versteckt liegt, war wahrscheinlich durch die Feuchtigkeit verdorben. Es war ihm genau bekannt, auf welche Stelle ich meinen Schlüssel beim Fortgehen legte, und es war ihm daher ein Leichtes, in meine Wohnung zu gelangen. Es war am Abend, bald nach Einbruch der Dunkelheit, wie heute; der Leinweber Fichet, welcher damals mit seiner Frau dies Parterre-Quartier in diesem Hause bewohnte, sah Hieronymus mit meinem Gewehre, das er unter seiner Blouse zu verbergen suchte, dem Walde zugehen. Gegen zwei Uhr des Morgens hörten beide Eheleute ein Geräusch von Schritten auf der Treppe und waren der Meinung, ich komme zurück; sie riefen dann: man antwortete aber nicht. Sie zündeten nun Licht an und sahen den Schulmeister vor sich, der sie barsch fragte, was sie wollten. Die armen Leute hatten eine solche Scheu vor ihm, daß sie nicht zu erzählen wagten, was sie gesehen hatten; jedoch hat mir der ehrliche Fichet später, als er mir dieses erzählte, gesagt, daß er, wenn ich verurtheilt worden wäre, die Richter aufgesucht und ihnen die Wahrheit gesagt haben würde. Fichet wohnt mit seiner Frau noch im Dorfe, zwei Schritte

von hier und man kann ihn jetzt, da sie Hieronymus nicht mehr zu fürchten haben, darüber befragen."

Vinet stürzte auf den armen Hubert los und drückte ihn an seine Brust.

„Ich wußte es wohl, daß Du zu einer Niederträchtigkeit unfähig seiest, und habe dies auch meiner Frau und Tochter noch früher gesagt, als Du mir am Schachte in dem Steinbruche das Leben gerettet hast . . . . Aber, zum Henker! mir allein dürft Ihr, meine Freunde, dies nicht erzählen; wir wollen Herrn von Germont, dem Richter, in bester Form Eure Aussagen mittheilen. Sage mal, Kleiner, bist Du wohl im Stande, bis zum Gasthofe „zur großen Kanne" gehen zu können?"

„Ganz gewiß, Herr Vinet."

„Und auch Du gehst mit, Claudius Pichard; Dein Zeugniß wird für den Richter von großer Wichtigkeit sein."

„Ich möchte wohl, Herr Aufseher, erwiederte der Wilddieblehrling, indem er wieder zu weinen begann; aber wenn mich der Richter sieht und meinen Namen hört, dann nimmt er mich gewiß gleich beim Kragen."

Binet lachte in seinen Bart hinein über diese Furcht; dennoch sagte er in ernstem Tone:

„Das ist wohl wahr, daran habe ich nicht gedacht .... aber zum Henker! mein Freund, ich habe mit Dir und Deiner alten Mutter Mitleid; ich werde Dir ein Mittel angeben, Dich auf leichte Weise aus dem Handel zu ziehen: in diesem Augenblicke, wo ich spreche, haben viel höher gestellte Personen, als wir, großes Interesse, zu erfahren, wo sich der Schulmeister versteckt, was er macht und welche Pläne er hat. Du mußt über Alles dies Auskunft geben können; leere daher Deinen Sack, und ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß Du wegen des Vergangenen Nichts zu fürchten haben sollst.“

Ungeachtet seiner Angst, schien Claudius diesen Vorschlag doch mit Schauder aufzunehmen. Die Rolle eines Denunzianten und Verräthers hat immer etwas Verhaßtes, selbst wenn es sich um ein Verbrechen handelt.

„Nicht wahr, fragte er furchtsam, man will ihn festnehmen? Sie geben zu, daß Sie ihn festnehmen wollen?“

„Und, zum Henker! wenn dies auch geschähe?

Hat dieser Schurke nicht genug Unglück angerichtet? Hast Du nicht, ganz abgesehen von dem Vorfall mit dem armen Franz, gehört, daß Hubert erzählte, wie dieser Rouiller den Aufseher Joseph Dûcros um das Leben gebracht hat? Was verlangst Du wohl noch mehr?"

„Sie haben wohl Recht, Herr Vinet; Dûcros war ein braver Mann! wenige Tage vor seinem Tode hatte er mich auf frischer That beim Fangen eines Fasans ertappt; statt aber gegen mich eine Anzeige zu machen, sagte er zu mir: „„Du bist der Sohn einer ehrlichen Frau; lauf . . . daß ich Dich aber nicht wieder treffe."" Und diese Geschichte hatte für mich durchaus keine Folgen.... Kommen Sie, Herr Vinet, ich werde thun, was Sie verlangen, und das sagen, was ich weiß."

Die Züge des Aufsehers zeugten von einer großen Genugthuung.

„Wohlan! mein Sohn, fragte er mit Eifer, was ist aus Rouiller geworden?"

„Seit gestern verbirgt er sich bei Klein-Fuchs. . . . Sie wissen doch? in dem alten abgelegenen Gebäude mitten in der Haide."

„Ah! zum Henker! sagte der etwas erstaunte

Aufseher; er hätte sich wohl eine andere Herberge als gerade dieses Häuschen wählen können; man kann sich ihm ja nicht nahen, ohne mindestens eine Viertelstunde weit in der Runde gesehen zu werden."

„Jetzt ist er zwar da, Herr Vinet, aber es ist möglich, daß er in einigen Stunden nicht mehr dort ist . . . . Heute Abend wollte er einen Boten nach Houdan schicken, um den Schaffner der Schnellpost zu benachrichtigen, daß ihn dieser gegen drei Uhr morgen früh eine Strecke mitnehmen sollte. Ohne Zweifel wird er nun, wenn er weiß, daß man ihn hat verhaften wollen, seine Abreise noch mehr beschleunigt haben."

„Ganz gut! Aber um so wie ein Lord zu reisen, muß der Schulmeister doch auch Geld haben? Ich habe geglaubt, er vertrinke Alles in der Schenke."

„Ich glaubte dies auch; dennoch scheint er eine gute Einrichtung in seiner häuslichen Wirthschaft getroffen zu haben . . . . Gestern wollte er uns bestimmen, das Land mit ihm zu verlassen, indem er uns vorredete, wir würden Alle in das Gefängniß geworfen werden; er zeigte uns gleichzeitig viele

Goldstücke und Geldscheine, die er aus einer schönen Brieftasche hervorzog; er sagte uns dabei, daß diese Geldscheine einen Werth von tausend Franks Silbergeld enthielten, und machte uns den Vorschlag, mit uns theilen zu wollen, wenn wir ihm folgen würden."

„Gold, eine Brieftasche, Bankscheine! rief Vinet, indem er vor Freuden aufsprang; das ist ein gut Geschäft für mich! Noch eins! mein Junge, sagte er dann in gesetztem Tone, ist Rouiller bewaffnet?"

„Ob er bewaffnet ist? sein Doppelgewehr verläßt in eben so wenig, wie sein Schatten, und außerdem trägt er auch jetzt noch ein schönes, mit Silber belegtes Pistol unter seinem Rocke... Unstreitig ist er also bewaffnet, gar nicht zu rechnen, daß Klein-Fuchs mit seinem alten Gewehre auch gerade kein schlechter Schütze ist. Sie werden fünf bis sechs Gensdarmen eben so schnell niederschießen, als man Zeit gebraucht, um sechs zu zählen."

Vinet beachtete diese beunruhigende Bemerkung nicht und sagte, indem er sich die Hände rieb:

„Also auch das Pistol! ah! zum Henker! das schmeichelt, einen solchen Geruch gehabt zu haben.

. . . Nun aber, meine Freunde, fuhr er hingerissen fort, lasset uns sogleich zu Herrn von Germont gehen, und uns mit ihm verständigen; es ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Aber halt, noch einen Augenblick; es ist nicht nöthig, daß man uns gemeinschaftlich das Haus verlassen sieht; das könnte die Leute aufmerksam machen und der Schulmeister wird gewiß seine Spione im Orte haben. . . . Ihr gehet von Eurer Seite aus nach dem Gasthofe; seid aber ganz besonders auf Eurer Hut, auf dem Wege ja nicht zu tändeln oder mit irgend einem Menschen zu sprechen . . . . Ich werde einen anderen Weg einschlagen, werde jedoch zu gleicher Zeit mit Euch bei dem Richter eintreffen. Das ist nun im Reinen."

Hubert hatte einen Stock ergriffen, um sein krankes Bein zu stützen, und stand zum Weggehen bereit. Sein Begleiter zögerte noch.

„Herr Binet, sagte er wieder bitterlich weinend, geben Sie mir aber auch Ihr Ehrenwort, daß man mich, wenn ich Ihnen folge, nicht festnehmen wird?"

„Nun ja, ich gebe es Dir, altes Klageweib; willst Du den Beweis geliefert haben? Der Richter

weiß nicht einmal, daß Du in der Welt bist . . . nur ich allein kenne Deine Angelegenheit, und wenn Du Dich gut aufführst, dann wird eben so wenig der Richter wie der Gerichtshof jemals irgend ein Wort über das Vorgefallene erfahren; man muß aber den rechten Weg einschlagen, verstehst Du, Claudius Pichard? . . ."

„Ach! mein guter Herr Vinet, Sie retten mir mehr wie das Leben, und meine Mutter wird für Sie beten!"

Wenige Minuten später trafen diese drei Personen einzeln, ohne bemerkt worden zu sein, in dem Gasthofe ein. Der Richter saß mit seinem Gerichtsschreiber bei Tisch und sie bemüheten sich, ein mageres Huhn zu verzehren, das noch vor zwei Stunden in einem Hofe gegackert hatte. Jedoch bei dem ersten Winke Vinet's sprangen die Beamten vom Tische auf, gingen mit dem Aufseher und den früheren Wilddieben in ein nebenstehendes Gemach und die Aussagen wurden in der gehörigen Form niedergeschrieben. Als Vinet dem Herrn von Germont erzählte, auf welche Weise er diese wichtigen Entdeckungen gemacht, sagte dieser zu ihm, während er mit dem Auge blinzelte:

„Ah! Vinet, was würden Sie einen guten Instructionsrichter abgegeben haben! Aber ich finde Ihren Rath so außerordentlich gut, daß ich mich desselben von Neuem bedienen werde. Es ist sehr nöthig, daß wir uns, namentlich noch in dieser Nacht, des Hieronymus Rouiller bemächtigen .... Was meinen Sie, wenn ich das Haus von Klein-Fuchs von der Gensdarmerie und den Aufsehern von Saint-Leger einschließen ließe? Sagen Sie, Vinet! Unsre ganze Mannschaft ist noch im Dorfe und der Befehl würde schnell gegeben sein."

„Zum Henker! Wollen Sie, mein Herr Richter, ein leeres Nest finden, dann müssen Sie dieses Mittel anwenden .... Was meinst Du dazu, Hubert? Und Du, Freund Claudius?"

Hubert lächelte.

„Bevor man, sagte er, wird Zeit gehabt haben, die nothwendige Mannschaft zusammen zu bringen, wird der Schulmeister längst das Weite gesucht haben."

„Und dann, fügte Claudius, der sich nun hinlänglich sicher glaubte, um zu sprechen, hinzu: die Gensdarmen haben einen zu schweren Tritt, und der Schulmeister würde sie in einer Entfernung von

einer Viertelstunde hören. Was die Aufseher betrifft, so würden einige wohl nicht freiwillig mitgehen."

„Sie hören es, Herr Richter, sagte Vinet. Man kann ihn nur durch List und Kühnheit überrumpeln. Denn bei der geringsten Unvorsichtigkeit wird sich Rouiller in den Wald flüchten und dann werden die wichtigen Gegenstände, welche er bei sich trägt, zugleich mit ihm verschwinden. Mein Plan ist folgender: es müssen, um den Schulmeister sicher zu machen, die sämmtlichen Gensdarmen und Aufseher entlassen werden. Dann müssen nach drei Stunden von jetzt ab, wenn es recht finstre Nacht ist, drei entschlossene Leute sich, auf dem Bauche kriechend, in die Heide schleichen, plötzlich in das Haus dringen und sich auf den Verbrecher und seinen Helfershelfer stürzen, bevor sich beide zur Wehr setzen können . . . Es wird dabei vielleicht etwas heiß hergehen, es wird aber gelingen."

„Glauben Sie das, Vinet? Sie sagten mir selbst, der Wilddieb sei bis an den Hals bewaffnet und zu dem Aeußersten bereit. Wir möchten wohl Niemand finden, der sich einem gewissen Tode opfern würde, um diese Gefangennehmung zu bewirken."

„Ei! zum Henker! Sie finden wenigstens einen und dieser Eine bin, wenn Sie es gütigst erlauben wollen, ich selbst.“

„Sie, Vinet, ein Familienvater?“

„Ist es denn nicht meine Pflicht? Außerdem habe ich, wenn ich es denn sagen muß, mit diesem Lump, der mir so viele schlechte Streiche gespielt und sogar meine arme Susanne zur Spionin gemacht hat, noch ein Hühnchen zu pflücken; ich muß mich daher rächen und erbitte mir als eine Gunst, daß man mich beauftrage, ihn zu fassen .... Henker! das kömmt mir von Rechts wegen zu und wird mein Gewissen beruhigen.“

Dieser Plan Vinet's schien auch nach der Ansicht Hubert's und Claudius Pichard's, die die Hülfsquellen dieses furchtbaren Aufsehers der Wilddiebe sehr gut kannten, der einzige zu sein, von dem ein Erfolg zu erwarten stehe. Indeß waren sie, wie der Richter, erschrocken über die sichere, fast unvermeidliche Gefahr, welche Vinet laufen mußte. Der Eine wie der Andere bemühten sich daher, den braven Aufseher von seinem kühnen Vorhaben abzubringen; er aber lachte über ihre Furcht.

„Nun denn! sagte Hubert entschlossen, wenn

Sie gehen, Vater Vinet, dann werde auch ich mitgehen . . . Ich kenne den Boden und die Gewohnheiten dieses Verbrechers, und wenn man uns tödtet, dann soll man uns in Gesellschaft tödten."

„Nein, mein Junge, das ist unmöglich . . . . Denkst Du denn nicht an Dein krankes Bein?"

„Bah! wir werden in der Haide auf den Händen und Knieen kriechen; was würden mir meine Beine nützen? Es steht fest, ich begleite Sie... Wie Sie, habe auch ich etwas gegen ihn auf meinem Herzen, denn dieser Räuber ist schuld an allen meinen Leiden!"

„Meiner Treu! sagte nun auch Claudius, durch das Beispiel mit fortgerissen, wenn Sie es erlauben, dann werde ich bis vor die Thüre von Klein-Fuchs der Ihrige sein; ich verspreche aber nicht, weiter zu gehen . . . blos um dahin zu gelangen, kann ich Ihnen von Nutzen sein. Ich kenne diese Seite genau."

„Ah! zum Henker, rief Vinet voller Vertrauen, jetzt muß uns Alles gelingen!"

Die Gerichtsperson erhob jetzt nur noch schwache Einwendungen gegen die Ausführung dieses Plans. Nichts desto weniger wollte er diese drei Freiwil-

ligen durch Beamte der öffentlichen Gewalt, die man um die Haide herum von Entfernung zu Entfernung aufstellen wollte, unterstützen lassen, damit der Verbrecher auf keinen Fall entwischen könnte; auch willigte Vinet unter der Bedingung hierein, daß er selber, wenn der Augenblick gekommen sein würde, den Schildwachen ihre Stellung anweisen dürfe.

Nachdem diese Einrichtungen getroffen waren, ging Herr von Germont fort, um die Gensdarmen und Aufseher zu verabschieden, die dann auch auf offenkundige Weise sich ihrem Wohnorte zuwendeten. Aber die Aufseher hatten einen geheimen Befehl erhalten, demzufolge man sich nach einigen Stunden wieder einfinden sollte. Gleichzeitig kam man dahin überein, daß Claudius und Hubert nach dem Grauen Hause kommen sollten, wo Vinet sie erwarten würde.

V.

Ein unerwarteter Besuch.

Es war stockfinstere Nacht, als Vinet den zwischen dem Dorfe und seiner Wohnung liegenden Theil des Waldes mit großen Schritten und allein durchwanderte. Unterdeß breitete sich plötzlich ein rother, glänzender Punkt über den benachbarten Hügel aus und verkündete, daß die Dunkelheit bald nicht mehr stark sein werde.

„Ah, zum Teufel, der Mond! dachte der brave Mann; wenn der scheinen sollte, dann ist es unmöglich, das Werk einigermaßen mit Sicherheit auszuführen!"

Bald jedoch zeigte sich in der Ferne noch ein anderes Licht und er wurde so von seinem Gedan-

kengange abgezogen; dieser Lichtschein kam aus dem Grauen Hause. Der Aufseher war auf dem Wege zu seinen Hühnchen, die er seit dem frühen Morgen verlassen hatte; überdies hatte er noch nicht die geringste Nahrung zu sich genommen und der Magen forderte daher gebieterisch sein Recht. Auf diese Weise verschwanden sowohl die peinlichen Erlebnisse des heutigen Tages, der Gedanke an die noch heute Abend einige Stunden später zu bestehenden Gefahren, genug Alles aus seinem Gedächtniß; seine Einbildungskraft erzeugte ihm die lachendsten Bilder dadurch, daß sie ihm das gute Abendessen, das seiner wartete, die frischen Backen seiner Tochter, die aufmerksame Sorgfalt seiner Frau träumen ließ, bis er das Haus erreichte.

Er wurde aber auch mit einer nicht weniger lebhaften Genugthuung empfangen. Fanchette warf sich an seinen Hals, führte ihn zu seinem Platze am warmen Kamin, während Susanne ihm Degen und Hut abnahm. Choupille sprang um seinen Herrn herum, wedelte mit dem Schwanze und leckte ihm verstohlener Weise die Hände. Jedoch wurde die Freude der beiden Frauen auch eben so schnell wieder gestört, als Fanchette sich bückte, um wie

gewöhnlich ihrem Vater die Kamaschen abzuknöpfen, wenn dieser zu Hause kam. Heute zog er seine Beine zurück.

„Laß das, laß das, mein Kindchen, ich muß heute Abend nochmals fortgehen", sagte er.

In demselben Augenblicke entglitt Susanne's Händen eine Porzellanschüssel, welche sie auf den Tisch stellen wollte, und zerbrach.

„Heilige Jungfrau! Vinet, ist das möglich?" sagte die Hausfrau, ohne diesen Zufall zu gewahren.

„Vater, sagte Fanchette sanft, aber mit einer nicht weniger großen Unruhe, diese Nacht giebt es auch einen Zug . . . . Gefahren für Dich, wie immer?"

„Geht, geht, Ihr seid beide Närrinnen . . . . zum Henker, ich sage Euch, es ist nichts . . . . und außerdem ist es das Ende, wahrscheinlich das Ende des Ende's aller Enden, hört Ihr? In der Folge wollen wir dann nur lachen, singen und uns die Waden wärmen; wir werden, wie der Hahn im Korbe, jede Nacht ruhig im Bette liegen und ich werde nur von Zeit zu Zeit bei schönem Wetter meine Geschäfte besorgen . . . Doch nun ist's genug; sprechen wir nicht mehr davon, denn ich bin

sehr zerstreut . . . Wir wollen lieber an das Abendbrod denken; wo zum Henker ist denn das Abendessen? ich habe einen Währwolfshunger. Schnell, schnell, traget auf, Hühnchen, oder meiner Treu! ich werde Euch anfressen; Hühnchen haben zartes Fleisch!"

Er brach nun in lautes Lachen aus und rieb sich die Hände dabei.

Die Mutter und Tochter beeilten sich, durch dieses Versprechen und die heitere Stimmung des Familienhauptes einigermaßen wieder beruhigt, nun das Abendessen aufzutragen; in einem Augenblicke war der Tisch gedeckt. Der Aufseher machte sich mit einer wunderbaren Lebhaftigkeit an das Geschäft, stürzte einige große volle Gläser Cyder hinunter, richtete aber dabei freundliche Worte oder lustige Handbewegungen sowohl an Susanne wie an Fanchette. Schon war die Hälfte Speck und Kartoffeln, welche den Tisch schmückten, verschwunden, als er plötzlich anhielt, die Gabel in die Höhe hielt und mit vollem Munde im Tone des Vorwurfs sagte:

„Aber, Fanchette, unartiges Kind, weshalb machst Du mich nicht darauf aufmerksam, wie ich Dir dies aufgetragen habe, wenn ich zu viel esse, wie

dies namentlich heute bei meinem wüthenden Hunger der Fall ist? Dein Vater soll gewiß wieder so dick wie ein Faß werden, so daß er weder Hände noch Füße bewegen kann, sondern nur noch dazu gut ist, in den Winkel geworfen zu werden oder zur Vogelscheuche zu dienen?"

„Ach! mein Vater, würde es nicht eine Barbarei sein, Dich der Nahrung zu berauben, wenn Du ein so anstrengendes, hartes Leben führen mußt? Gehe nur und fürchte ja nicht, in dieser unglücklichen Gegend wieder mehr Umfang zu bekommen. Du hast Dich schon sehr verändert; Deine gesunde Farbe ist verschwunden, Deine kräftigen Arme sind abgemagert, Dein Bauch ist um die Hälfte dünner geworden . . . ."

„Nun sehe mir einer die kleine Schmeichlerin! sagte der gute Mann, indem er seine Tochter auf seine Kniee zog, und ihr einen herzlichen Kuß auf die Stirn drückte. Ah! zum Henker! Du sollst schon für Deine Fuchsschwänzereien belohnt werden . . . . Weißt Du denn, wen ich heute Abend erwarte?"

„Wen denn, lieber Vater?"

„Nun, den kleinen Hubert, der hier tagtäglich

um das Haus herumstreicht, und der mir neulich Nachts am Steinbruch-Schachte das Leben gerettet hat."

Fanchette wurde plötzlich so roth, wie eine überreife Kirsche.

„In der That verdanken wir, meine Mutter und ich, ihm Alles, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich ihm meinen Dank abstatten könnte."

„Ja, sagte Susanne seufzend, er ist ein braver Junge; man kann jedoch dem Scheine nur sehr wenig trauen."

„Das ist es gerade, daß Ihr nicht wißt, erwiederte Vinet, der sich mit gutem Gewissen nun wieder an das Essen gemacht hatte, daß dieser arme Hubert wieder in den vorigen Stand gesetzt worden ist. Jetzt kennt man den wahren Mörder von Joseph Dûcros, meinem Vorgänger!"

„Und wer ist dies?" fragte Susanne neugierig.

„Eine Deiner Bekanntschaften . . . derselbe, der mich in den Steinbruch werfen wollte . . . . Hieronymus Rouiller, der fromme Mann!"

Und Vinet schleuderte dabei einen boshaften Blick auf Susanne, welche wieder anfing zu wei-

nen, wie dies gewöhnlich der Fall war. Ihr Mann versuchte nun durch seinige freundliche Worte die Spuren seiner beißenden Spötterei wieder zu verwischen, während Fanchette ihrerseits etwas vor sich hin murmelte.

„Armer junger Mann! Wie muß er gelitten haben, als ihm die ganze Welt Haß und Verachtung zeigte! . . . und ich zuerst!"

Nach Verlauf eines Augenblicks schob der Aufseher seinen Stuhl vom Tische zurück und sagte entschlossen:

„Nun, ihr Hühnchen, nehmt das jetzt fort; ich darf heute Nacht nicht zu schwerfällig sein . . . . Dafür aber, meine kleine Fanchetee, fügte er in einem trägen Tone, sich zu seiner Tochter kehrend, hinzu, gieb Deinem Vater einen kleinen Schluck Branntwein, denn, siehst Du, in diesem Monat sind die Nebel teufelmäßig ungesund! Und Du weißt ja überhaupt, der Branntwein macht nicht fett! Ich mache mir darauf eine gute Bewegung . . . . Laßt uns heiter sein, zum Henker!"

„Lieber Vater, bemerkte Fanchette unruhig, Du trinkst nur dann Branntwein, wenn man Dir einen gefährlichen Auftrag gegeben hat . . . ."

„Gefahr! giebt es nicht . . . nicht mehr, wie auf meiner Hand . . . . Ich muß mein Amt als Aufseher verrichten, das ist Alles . . . . Geh, geh! das ist abgemacht; nun gieb mir einen kleinen Schluck und ich werde Dir für diese Mühe, meine niedliche Fanchette, einen Kuß geben!"

Das junge Mädchen öffnete seufzend einen Schrank, dessen Schlüssel sie bei sich führte, nahm daraus eine Flasche, deren Anblick schon die dicke Gestalt des guten Mannes erfreuete, und goß daraus sehr vorsichtig, vielleicht einen halben Finger breit, Branntwein in ein Weinglas. Im Besitze dieses flüssigen Schatzes, brachte der Aufseher ihn erst an seine Nase, um den herrlichen Wohlgeruch einzuathmen; dann hielt er das Glas vor sein Auge, um die Goldfarbe desselben zu bewundern; und endlich wollte er dasselbe an seine Lippen setzen, als er plötzlich zitterte, seine Augen stier wurden und er das Glas, ohne dasselbe geleert zu haben, auf den Tisch setzte.

In diesem Augenblicke stürzte eine Frau, in einen großen Mantel mit einer Regenkappe gehüllt, in das Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu

. . . . Vinet und seine Gesellschaft erhoben sich, denn sie hatten die Gräfin von Ganges erkannt.

Leocadie nahm ihre Regenkappe ab. Ihre Augen hatten ein fieberhaftes Ansehen, ihr Gesicht war bleich; sie streckte den Arm gegen das Licht aus und sagte mit erstickter Stimme:

„Löschen Sie das Licht aus; ich weiß, Sie sind meine Freunde, und ich vertraue Ihnen; es könnte jedoch Jemand kommen und wenn man mich hier fände . . . ."

Vinet beeilte sich zu gehorchen und das Zimmer war jetzt nur durch die kleine flackernde Flamme des Kamins beleuchtet. Die Gräfin fiel wie todt auf einen Stuhl, den Fanchette ihr eiligst gebracht hatte.

„Gnädige Frau, sagte der Aufseher, ist es denn möglich, Sie sind in dieser Nacht allein durch das Holz hierher gekommen?"

„Ich habe nicht daran gedacht, sagte Frau von Ganges in halbem Irrsein; denkt man in der abscheulichen Lage, in der ich mich befinde, an solche kindische Schrecken? Seit heute Morgen bereits sitze ich wie auf der Folter; ich wollte herkommen, konnte aber nicht, und wagte es nicht . . . . Ich

konnte ja Niemand ausfragen; die Ungewißheit tödtete mich . . . . Endlich heute Abend ist Er Seitens des Richters abgeholt worden, weggegangen und ich bin davon gelaufen . . . . Wir wollen aber keine Zeit verlieren, denn ich kann nur einen Augenblick hier bleiben! Binet, mein guter Binet, was hat man entdeckt?"

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Frau Gräfin."

„Nun! ist denn der Brief, den man so viel gesucht, dessen Annahme Ihnen ein ehrenhaftes Bedenken erregt, dessen Besitz ich aber mit zehn Jahren meines Lebens bezahlen würde, ist dieser Brief, frage ich, aufgefunden?"

„Nein, Madame, alle Bemühungen sind gescheitert."

„Der Himmel sei dafür gepriesen!"

„Heute Abend hat man indeß einige Entdeckungen gemacht, fuhr der Aufseher, ohne daß er die Gedanken und Absichten der Frau von Ganges durchschauete, fort; und bevor die Nacht verflossen sein dürfte, wird der köstliche Brief, wie ich hoffe, in den Händen des Richters sein."

„Was sagen Sie da? weiß man denn, was

aus dem Briefe geworden ist? man wird ihn wiederfinden? wissen Sie das gewiß? und wer wird ihn denn wiederfinden?"

„Der gütige Gott wird vielleicht gestatten, daß ich dies bin, gnädige Frau", antwortete der Aufseher.

„Sie, Vinet? fragte Leocadie mit Bitterkeit, Sie, den ich bisher für meinen treuesten Diener, für meinen zuverlässigsten Freund hielt?"

„Und warum sollte ich das nun nicht mehr sein, Madame, meine theure Gebieterin? Muß dieser Brief nicht den Herrn Grafen von der Anschuldigung des Mordes reinigen?"

„Aber er entehrt mich, mich!" sagte Frau von Ganges mit dumpfer, tiefer Stimme.

Der Aufseher schlug sich vor den Kopf, als ob diese Idee noch nicht sich seinem Geiste vorgestellt hätte.

Nach einer kurzen Pause sagte die Gräfin leidenschaftlich:

„Ich weiß nicht, auf welche Weise Sie mein trauriges Geheimniß kennen gelernt haben; jedoch haben Sie und Ihre herrliche Tochter in der vorletzten Nacht so bedeutende Dienste mir geleistet, daß ich dieselben, und wenn ich noch hundert Jahre

alt werden sollte, nicht vergessen werde. Ohne Sie wäre ein unglückliches Ereigniß nicht zu vermeiden gewesen; Sie haben mich gerettet und ich konnte mich einen Augenblick der Hoffnung hingeben, daß der Himmel meinen Fehltritt auslöschen wollte... Derjenige, welchen ich beleidigt habe, scheint völlig bereit, mir seine Zärtlichkeit wieder zuzuwenden, und diese Zärtlichkeit ist mir noch viel kostbarer als mein Dasein selbst . . . . die Entdeckung dieses Briefs wirft mich in den Abgrund zurück, aus dem ich hoffte, mich herausbringen zu können; er wird mich nun hassen, verachten und es wird mir nichts weiter übrig bleiben, als in Schande und Schmerz zu sterben. Vinet, Niemand anders als ich darf diesen Brief, der mir bestimmt war, lesen! Dieser Brief gehört mir, verstehen Sie mich?"

Dem armen Aufseher flossen dicke Schweißtropfen von der Stirn.

„Madame, sagte er, wenn es von mir abhinge . . . . Aber die Justiz hat sich hinein gemischt, und die Justiz ist ziemlich gebieterisch! Woher kommt Ihnen überdies der Gedanke, daß Ihnen dieser Brief eine Verlegenheit bereiten kann?"

„Das Geheimnißvolle, womit man Ihnen den=

selben hat übergeben wollen; die Wahl selbst, welche man getroffen, da man Ihre Anhänglichkeit an meine Person kennt. In der nicht auszudrückenden Unruhe, in der sich dieser unglückliche junge Mann befand, war er seines Verstandes nicht mehr ganz mächtig . . ."

„Aber, Madame, stellen Sie sich in die Lage des Herrn Grafen; er ist mit einem Criminalproceß bedroht und kann vielleicht verurtheilt werden."

„Der Proceß wird nicht eingeleitet werden, der König wird es nicht zugeben . . . . Ueberdies fehlen die Beweise; die Gerichtspersonen dieser Gegend haben ihre Befugnisse überschritten; aber der Instructionsrichter ist voller Rücksichten gegen den Grafen und hat ihn wieder in Freiheit gesetzt. Ich sage Ihnen, mein guter Vinet, daß mein Gatte nicht in Gefahr ist."

„Ich wünsche es eben so sehnlich, Madame; doch, was erwarten Sie von mir? Ich bin ein zu unbedeutender Mann, und ich weiß nicht, wie ich das Mittel finden sollte . . . ."

„Sprechen Sie nicht so, Vinet, mein alter treuer Diener, mein Freund. Sie sind durch und durch voller List und Verstand; wenn Sie es auf-

richtig wollen, dann können Sie mich noch aus dieser Gefahr, ich bin überzeugt davon, retten. Vinet, nun ist es an mir, alle die Erinnerungen an meine Jugend, die sie neulich wieder auffrischten, anzurufen. Bin ich denn nicht mehr Ihre kleine Leocadie, dieses unschuldige Kind mit dem blonden Haare und dem weißen Röckchen, das auf Ihren Knieen spielte und das Sie, wie Ihr eigenes Kind liebten? Und Sie, meine gute Susanne, fuhr die Gräfin fort, haben Sie die köstlichen Stunden vergessen, die ich in Ihrer Hütte in la Rochette bei Ihnen zugebracht habe? Haben Sie unser Vesperbrod in dem von Gaisblatt und Winde duftenden kleinen Zimmer vergessen? Und Du, Fanchette, schönes, edles Mädchen, Du, die Du mir als ein rettender Engel in einem trüben Augenblicke erschienst, Du, deren Offenherzigkeit so großen Einfluß auf Deinen herrlichen Vater haben muß, erinnere Dich, daß ich während Deiner Kindheit Dir fast alle Deine Kleider und Deinen bescheidenen Putz mit meinen eigenen Händen gemacht habe; erinnere Dich unsrer beidenseitigen Freude, wenn ich erschien, Dir meine kleinen Geschenke zu überbringen! . . . Nun, gute Susanne und Du, Fanchette, jetzt be-

schwöre ich Euch, helft mir, Euern Mann, Euern Vater bitten; er allein kann mir meine Ehre und mein Leben retten . . . . und er will dies nicht."

„Sagen Sie dies nicht, gnädige Frau, sagte der arme Aufseher mit Thränen in den Augen; Sie brechen mir das Herz."

„Versprechen Sie mir denn, o! versprechen Sie mir, daß dieser Brief in meine Hand, nur allein in meine Hand komme . . . . Sehen Sie, Vinet, diese Leocadie, welche Sie so sehr verehren, diese stolze und herrschsüchtige Gräfin von Ganges, erniedrigt sich vor Ihnen, bittet um Ihre Gnade, liegt zu Ihren Füßen!"

Zu gleicher Zeit knieete die strafbare Frau im Schatten nieder und man hörte ihr lautes Schluchzen.

Dem guten Vinet war die Sprache vergangen; sein Gesicht wurde so purpurroth, als wäre er von einem Schlagfluß bedrohet.

„Mein lieber Mann, sagte Susanne, die diese herrliche Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, zur Gesellschaft mit zu weinen, hättest Du wirklich das Herz, unserer theuren Gebieterin etwas zu verweigern?"

„Lieber Vater, sagte Fanchette ihrer Seits mit

zitternder Stimme, kannst Du nichts für diese arme Dame thun? Wir verdanken Ihr doch Alles, und wenn es daher in Deiner Macht steht, das zu thun, was Sie verlangt . . ."

Der Aufseher nahm seinen Kopf mit einer Art von Verzweiflung in seine Hände.

„Ich möchte es ja gern, ich möchte es ja gern, rief er, aber glaubt Ihr denn, daß dies von mir abhängt? Wenigstens, wenn der Zufall mir nicht günstig sein sollte . . . ."

Die Gräfin erhob sich.

„Das genügt, erwiederte sie in ihrem strengen und hochmüthigen Tone; ich habe mich genug erniedrigt; und habe es selbst nicht geglaubt, daß ich mich so weit herablassen könnte . . . . Aber ich kann nun nicht mehr länger bleiben, man könnte meine Abwesenheit im Schlosse bemerken . . . . Jetzt, Vinet, wissen Sie die Wahrheit; Sie haben mich in meiner vollen Verzweiflung und in meiner ganzen Schande gesehen; ich habe Ihnen nun nichts mehr zu sagen . . . . Leben Sie wohl!"

Und das Geknarr der Thür verkündete ihr Fortgehen.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Zimmer.

„Sie! sagte endlich Vinet, der kaum von seiner Aufregung etwas beruhigt war; Sie! sich so vor mir niederwerfen!“

„Sie ist so sehr erschrocken!“ sagte Susanne.

„Sie ist so sehr unglücklich!“ murmelte Fanchette.

Das junge Mädchen zündete nun auf Befehl ihres Vaters wieder das Licht an; fast gleichzeitig hörte man aber auch in der naheliegenden Allee das Geräusch von Schritten, und Louis Hubert erschien mit Claudius Pichard. Louis grüßte Susanne mit Artigkeit, besonders indeß Fanchette, welche erröthete.

„Herr Vinet, sagte er, ich fürchte, wir kommen ein wenig spät; lassen Sie uns etwas schnell aufbrechen, denn man scheint uns da unten zu erwarten . . . . Das Wetter ist schön und die ganze Landschaft ist beim Mondschein herrlich zu besehen.“

„Zum Teufel lieber, als daß ich den Fuß um dergleichen zur Thüre hinaussetzen sollte, mein Junge, antwortete der Aufseher; aber zum Henker, wie Du sagst, sollten wir uns schon auf dem Sammelplatze befinden . . . . Rasch, Fanchette, meinen Degen, mein Gewehr, und halte Choupille, den ich heute nicht mitnehmen kann, ja fest. Was Euch aber

selber betrifft, so verriegelt Thüren und Fenster und verhaltet Euch im Uebrigen ruhig."

„Lieber Mann, rief Susanne, was hast Du denn für ein Geschäft in der heutigen Nacht?"

„Vater, sagte Fanchette erschrocken, ich bitte Dich, sei vorsichtig."

„Ihr seid Thörinnen . . . . Morgen früh, wenn Ihr aufsteht, werdet Ihr mich schnarchend in meinem Bette finden . . . . Also vorwärts; gute Nacht, ihr Hühnchen, machen wir, zum Henker! dem Dinge ein Ende."

Indem er so sprach, hatte er neues Pulver auf sein Gewehr geschüttet, seine Frau und Tochter umarmt; dann leerte er das auf dem Tischchen stehen gebliebene Glas mit Branntwein und sagte entschlossen:

„Vorwärts!"

Die beiden Frauen machten nun keine Einwendungen mehr; sie wußten, daß diese nun nichts mehr helfen würden. Aber in dem Augenblicke, als Vinet mit seinen Begleitern aus dem Hause gehen wollte, sagte Susanne ganz leise zu ihrem Manne:

„Wenigstens denke an den Auftrag der armen Gräfin.“ —

Fanchette ihrer Seits hatte sich Hubert genähert.

„Herr Louis, murmelte sie mit Aufregung, ich weiß, daß Sie ein braver, ehrlicher junger Mann sind .... wachen Sie über meinen Vater, und ich .... ja .... ich werde Sie lieben .... wie einen Bruder.“

Hubert drückte ihre Hand mit heftiger Bewegung, dann verließen der Aufseher und seine neuen Freunde das Graue Haus und verschwanden in der Dunkelheit.

VI.

Der Kampf.

Eine Viertelstunde später kam Vinet und seine beiden Gefährten an dem verabredeten Orte, einer kleinen lichten Stelle in geringer Entfernung vom Saum des Waldes, an. Ein vollständiges Schweigen herrschte hier, so daß selbst die Nachkommenden die Ersten auf dem Sammelplatze zu sein glaubten; doch sahen sie bald, daß sie sich geirrt hatten. Der Richter, Herr von Germont, und eine schweigsame, in einen Mantel gehüllte Persönlichkeit waren bereits angekommen und hatten sich mit zwei Gensdarmerie-Brigaden zu Fuß und einem halben Dutzend der sichersten Aufseher unter den Bäumen des hohen Waldes aufgestellt. Die drei Freiwilligen waren

daher schon umzingelt, bevor sie sich noch hatten überzeugen können, daß sie nicht allein auf dieser lichten Stelle sich befanden.

„Kommen Sie endlich an, Vinet? sagte Herr von Germont, als er sie erkannt hatte. Meiner Treu! ich glaubte fast schon, die Rolle, welche Sie und Ihre Gefährten in dieser Expedition zu übernehmen sich gewählt hatten, sei nicht mehr nach Ihrem Geschmack . . . . Ich dachte schon daran, das Haus von meinen Agenten umzingeln zu lassen, und es zu versuchen, unsern Mann auf gut Glück festzunehmen."

„Das heißt, mein Herr, antwortete Vinet, Alles verloren geben; läßt sich nur ein einziger Gensdarm auf einen Augenblick öffentlich bei dem Hause von Klein-Fuchs sehen, dann wird unser verteufelter Schulmeister entspringen. Hat man aber, Herr Richter, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß man hier in der Gegend nichts von dieser Zusammenkunft argwöhnt?"

„Unsere Leute sind in Gruppen von zwei und drei Personen und auf verschiedenen Wegen angekommen. Mit Ausnahme der beiden Anführer, weiß noch keiner unserer Leute, zu welchem Dienste

er verwendet werden soll. Auf der anderen Seite bewachen reitende Gensdarmen die Chaussee, und es kann Niemand, sei es zu Fuß, sei es zu Wagen, passiren, ohne sich legitimirt zu haben."

„Zum Henker! das ist vortrefflich, und wenn unser Eber seine Lehmgrube nicht verlassen hat...."

„Er ist noch in der Herberge; vor wenigen Minuten habe ich von weitem einige Schatten um das Haus schleichen gesehen; es waren dies ohne Zweifel Schildwachen, und man würde also nicht so vorsichtig sein, wenn das Haus leer wäre."

„Das ist richtig, mein Herr, sind Sie aber auch sicher, nicht selber gesehen worden zu sein?"

„Gewiß nicht! ich war durch dickes Gebüsch versteckt .... Aber, hören Sie, Binet, der ganze Plan dieser Unternehmung kommt von Ihnen; nehmen Sie daher Ihre Maßregeln so, daß Sie glauben können, sie werden Ihnen den Erfolg sichern; man wird Ihnen ebenso gehorchen, wie mir selbst."

„Ich danke Ihnen, mein Herr Richter .... die Sache steht gut, beunruhigen Sie sich nicht! Sie werden sehen, daß die Sache ganz gut gehen wird!"

Und mitten in dieser gefährlichen Unternehmung,

in der man ihn so eben zum Anführer ernannt hatte, beeilte er sich nun, sich mit den Offizieren der Gensdarmerie und den Brigadiers der Aufseher zu besprechen.

Um nun aber die künftigen Ereignisse besser verstehen zu können, müssen wir jetzt eine kurze Beschreibung der Oertlichkeiten geben.

Ohngefähr funfzig Schritte von der lichten Waldstelle, wo die Leute der Justiz sich versammelt hatten, dehnte sich eine Haide von sechs bis sieben Morgen platten, kahlen, unfruchtbaren Bodens aus. Der Boden, eine Art gelblichen Tufsteins, war zur Bebauung ungeeignet; daher hatte man versucht, Fichten zu säen, Bäume, die selbst in dem undankbarsten Boden gedeihen; aber auch dieser Versuch war mißglückt. Der größte Theil der Pflanzen war abgestorben; kaum sah man von einer Ferne zur andern einen Strauch, der die Höhe eines Menschen erreichte. Als Ersatz dafür brachte der Boden freiwillig Haidekraut und lange Binsen zu Besen hervor, wodurch die Einförmigkeit dieser dürren Oberfläche in etwas gehoben wurde. Der Wald bildete um diese Haide herum einen großen Bogen, dessen Ende in ein ziemlich hohes, aber gleichmäßig nacktes

und unfruchtbares Terrain wellenförmig auslief; hinter dieser wellenförmigen Erhöhung lief eine Chaussee hin. Das Haus von Klein-Fuchs, eine elende, aus Erde und Zweigwerk erbauete Bucht, mit Stroh gedeckt, stand mitten auf dieser Ebene. In diesem Augenblicke sah man von Zeit zu Zeit behende Gestalten das von dem hellen Mondlichte von allen Seiten beleuchtete Haus umkreisen, zum Beweise, daß die Kinder des Klein-Fuchs gut Wache hielten; und ohne Zweifel waren ihre jungen Augen nach allen Seiten hin gerichtet, um selbst in weitester Ferne die Gefahr zu erkennen.

Eine augenblickliche Beobachtung war für Vinet hinreichend, um seine Maßregeln zu treffen, und er hielt nun für Pflicht, Schildwachen auszustellen. Er stellte diese am Saume des Waldes, im Schatten der Gesträuche und mit der bestimmten Weisung, sich nicht sehen zu lassen, auf. Die leichten Höhen, welche zwischen der Ebene und der Chaussee lagen, wurden von vier wachsamen und entschlossenen Aufsehern besetzt, die, auf dem Bauche hinter dem Gebüsche kriechend, dahin gleiten und von Entfernung zu Entfernung, ohne daß man sie sehen konnte, sich aufstellen mußten. So fand sich das Haus

vollständig eingeschlossen und es schien fast unmöglich, daß der furchtbare Rouiller der Bestrafung für seine Verbrechen nun entgehen könnte.

Aber der gute Mann kannte die Hülfsquellen seines Feindes und wußte recht gut, daß dieser Luxus von Vorsicht wahrscheinlich unnütz sein würde. Vinet und seine beiden Begleiter, die ihm bei dieser Unternehmung beistehen sollten, hielten allein den Erfolg in ihrer Hand. Dazu kam, daß der eine dieser seiner beiden Begleiter, Louis Hubert, eines Theils seiner Mittel durch seine frische Fußwunde beraubt war; der andere aber, Claudius Pichard, sehr viel von seiner Hitze verloren zu haben schien, seit er sich in der Nähe der Gefahr wußte. Indeß schickte sich der Aufseher an, nachdem er sich mit ihnen hinter ein Gebüsch gestellt hatte, ihnen seine Anweisungen mit der größten Klarheit zu geben. Hubert empfing dieselben mit scharf betontem Ja; aber der ängstliche Claudius, weniger zufrieden mit seiner Aufgabe, wollte einige Einwendungen machen.

„Herr Vinet, sagte er niedergeschlagen, ich werde wohl nicht den Muth haben, das, was Sie von mir verlangen, zu thun! . . . das hieße mich dem sichern Tode aussetzen . . . Der Schulmeister würde

mir eher mein Theil gegeben haben, bevor Sie zu meiner Hülfe herbeieilen könnten . . . ."

„Ei! zum Henker! mein Freund, antwortete Binet ungeduldig, es ist jetzt zu spät, unschlüssig zu sein; der Wein ist gezapft, er muß nun auch getrunken werden. Du riskirst durchaus nichts, wenn Du Dein kaltes Blut nur eine oder zwei Minuten lang behältst. Weder ich noch Hubert können allein unsere Absicht erreichen; nur Dir, Freund, dem Mitschuldigen dieser Schnapphähne da unten, kommt dies zu . . . . Wenn Du willst, daß man Dir Deine Fehltritte verzeihen soll, dann mußt Du auch mit Deiner Person dafür aufkommen; sonst möchten Dich wohl Deine eigenen Thränen, eben so wenig wie die Deiner Mutter und aller Deiner Verwandten bis zum sechsunddreißigsten Grade, den Klauen des Herrn von Germont entziehen können . . . . Drum wollen wir nicht länger zaudern . . . . An's Werk also! und vergesset meine Vorsichtsmaßregeln nicht."

Zu gleicher Zeit brach er die Conferenz ab und schickte sich an, vorsichtig auf die Haide los zu schreiten; Hubert folgte ihm und Claudius, durch die Drohungen des Aufsehers in Schrecken gesetzt,

wagte nicht, zurück zu bleiben. Als sie aus dem Holze traten, nahm Vinet sein Gewehr in das Bandelier; dann kroch er auf den Händen und Knieen und wanderte so in dieser unbequemen Stellung weiter.

„Macht es so wie ich, sagte er, und bei dem geringsten unvermutheten Lärm bleibt so unbeweglich wie die Felsen . . . . Nun still! Rouiller hat ein so feines Ohr, daß er von hier aus würde athmen hören können."

Hubert und Claudius ahmten ihm, ohne zu antworten, nach, und da sie bei ihren Zügen als Wilddiebe oft genug Gelegenheit gehabt hatten, einen solchen Gang zu machen, so legten sie ihn ganz zu ihrer Ehre zurück.

Während ihres Ganges, oder vielmehr während ihres Kriechens, gelangten sie endlich zu der Haide, in dessen Mittelpunkte das Haus von Klein-Fuchs lag. Es mußte daher die Vorsicht verdoppelt werden, da der Mond die ganze Ebene beschien und die Kinder des Wilddiebes im Haidekraute umherliefen, wobei sie die Augen und Ohren aufmerksam auf die geringsten Erscheinungen gerichtet hatten. Eine falsche Bewegung, das Rauschen eines Blat-

tes, das Abbrechen eines trockenen Zweiges konnten Lärm verursachen. Deshalb rückten diese drei Männer auch nur sehr langsam vorwärts. Binet eröffnete den Zug und glitt schlank auf dem Boden ungeachtet seiner Beleibtheit fort. Von Zeit zu Zeit ruhete er einen Augenblick, streckte vorsichtig den Kopf in die Höhe, um seine Stellung genau zu durchschauen. Dann kroch er weiter und seine Begleiter ahmten ihm darin nach besten Kräften nach.

Sie umgingen so vielleicht ein Dritttheil der ganzen Entfernung. Sie benutzten den kleinsten Vortheil, den der Boden gewährte, in dem einzelnen Gebüsch von Haidekraut und Binsen, das sich auf ihrem Wege vorfand, um ihr Manöver zu verdecken. Mitunter mußten sie jedoch Halt machen, um Athem zu schöpfen, aber es wurde dabei auch nicht ein Wort gesprochen; nur durch Zeichen theilten sie sich den Befehl zum Halt oder Weitervorrücken, mit auf die Erde gehaltenem Gesichte, mit.

Ungeachtet aller dieser Vorsicht, schienen sie dennoch von einer der Klein-Fuchs'schen Schildwachen gewittert worden zu sein. Diese Schildwache war ein kleiner Junge von vielleicht zwölf Jahren mit

bausbäckigem Gesicht und hellblonden Haaren; sein Anzug bestand nur aus einem Hemde und einem Paar Hosen von grober Leinwand; in der Hand hatte er ein großes Stück schwarzes Brod, in das er, wahrscheinlich um sich die Zeit seines Wachtdienstes zu vertreiben, mit merkwürdiger Gefräßigkeit biß. Die Gegenwart dieses Jungen war für Binet und seine Begleiter ganz besonders lästig, denn er stand vor seinem väterlichen Hause unbeweglich still, gerade zwischen ihnen und der Hausthüre. Zwei andere Kinder, ein Knabe von zehn und ein Mädchen von vielleicht neun Jahren, trieben sich in seiner Nähe umher, konnten aber eigentlich kein Hinderniß für den Aufseher und seine Gefährten ihrer Stellung wegen abgeben.

Von Augenblick zu Augenblick wurde ihnen nun der blondhaarige Straßenjunge lästiger. Sie befanden sich noch mehr als sechzig Schritte von ihnen entfernt, und in dieser Entfernung konnte er sie wohl für die dunkeln Schatten von Sträuchern halten; überdieß mochte der leise durch den Wald sausende Wind und das beständige Geräusch seiner Kinnbacken ihn verhindert haben, das Rauschen der trockenen Blätter zu vernehmen. Unstreitig aber

war sein Verdacht rege geworden, denn seine Augen blieben beständig auf sie gerichtet. Zum Unglück war auch die Strecke, die sie noch zu durchziehen hatten, vollkommen von Haidekraut und Binsensträuchern, hinter denen sie sich hätten versteckt halten können, entblößt. Binet hielt keuchend in einer Erdvertiefung einen Augenblick an, um die Mittel, sich aus dieser schwierigen Lage zu ziehen, zu berathen.

„Verdammter weißhaariger Johann, murmelte Claudius, er wird Alles verderben.“

Ein Stoß von Binet's Fuße hieß ihn schweigen; Klein-Fuchs' Sohn aß nicht mehr, sah vielmehr mit unruhigem Blicke nach ihrer Gegend hin. Als ihn der Aufseher aber wieder in sein Stück Brod beißen sah, sagte er leise:

„Nun rasch! wir dürfen jetzt nicht mehr zögern . . . Claudius, Du gehst zuerst und erinnere Dich ja der genommenen Abrede.“

Claudius stellte sich nun an die Spitze des Zuges und alle drei krochen weiter; doch dieses Mal krochen sie nicht weit. Denn kaum hatten sie die Ebene berührt, als das Kind seine Kinnbackenarbeit unterbrach und den Anderen das Lärmzeichen gab.

Vinet befahl, Halt zu machen; es war aber zu spät; der Junge drehete schleunigst auf seinen Hacken um und wandte sich mit Windesschnelle dem Hause zu. Der Aufseher begriff die Gefahr.

„Jetzt, Claudius, murmelte er; schnell, schnell, aufgestanden!“

Claudius zögerte nicht; ein auf sein Schienbein wohl angebrachter Fußtritt reizte seinen Eifer. Er stand, ohne eigentlich selber zu wissen, was er that, auf, erreichte den Flüchtling nach einigen Sätzen, während der Aufseher und Hubert noch auf dem Bauche liegen blieben.

„Ei! weißhaariger Johann, erkennst Du mich denn nicht? sagte Claudius zu dem Jungen in freundschaftlichem Tone; ich bin es ja, Claudius Pichard, ein Freund Deines Vaters und des Herrn Rouiller.“

Diese bekannte Stimme schien jedoch den Sohn von Klein-Fuchs nur halb zu beruhigen; dennoch blieb er stehen.

„Ah! das sind Sie, Herr Claudius?“ sagte er. Und sich zwischen diesen verdächtigen Freund und die Hausthür stellend, biß er wieder in sein

Brod, das sich mit jedem Augenblicke verkleinerte. Pichard befand sich in großer Verlegenheit.

„Wo ist Dein Vater, Johann?" stammelte er endlich.

„Ich weiß es nicht", antwortete der Knabe mit vollem Munde.

„Und der Schulmeister?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich habe beide aber nothwendig zu sprechen, sagte Claudius, nun dreister geworden; kannst Du mir nicht sagen, wo ich sie treffe?"

„Ich . . . weiß . . . nicht . . ."

„Höre, Du wirst mir nachgerade langweilig; glaubst Du denn, daß ich nicht weiß, daß sie im Hause sind? Rasch, führe mich; ich habe ihnen viele Angelegenheiten mitzutheilen und sie werden sehr zufrieden sein, wenn sie mich sehen."

„Aber . . . aber . . ."

„Rasch! geh voraus, sage ich Dir; man wird Dich nicht ausschelten, dafür stehe ich; denn Dein Vater und der Schulmeister erwarten mich."

Zu gleicher Zeit stieß er den Knaben, der nur mit Widerstreben wich, gegen die Hütte. Seit ihnen der „Weißhaarige Johann" den Rücken zuge=

dreht hatte, worauf sie nur gewartet hatten, näherten sich der Aufseher und Hubert mit außerordentlicher Schnelligkeit dem Hause des Wilddiebes bis auf zwanzig Schritte und kauerten sich von Neuem in das Gesträuch.

Claudius Pichard war ungeachtet seiner äußern Ruhe doch sehr wegen des ihm bevorstehenden Empfangs besorgt; seine Ankunft konnte leicht mit einer Kugel begrüßt werden, und die Gegenwart des Klein-Fuchs'schen Sohnes minderte diese Gefahr nur wenig. Johann schien eben so wenig über die möglichen Folgen seines Gehorsams beruhigt. Einigermaßen jedoch beherrscht von Claudius Gegenwart, von dem er wußte, daß er zu derselben Verbindung gehöre, deren Mitglied sein Vater war, drückte er auf die Thürklinke und führte den Besuch in das Haus.

Es gab nichts Schmutzigeres und Elenderes, wie das Innere dieses Wildschützenhauses: es war ein wahrer Mischmasch von Netzen, Jagdwerkzeugen, schadhaften Möbeln und Lumpen. Kein Fußboden, keine Decke, keine Wandbekleidung. Bei Gewittern und Regenschauern sickerte das Wasser durch das Strohdach und bildete so Rinnen, deren Spuren stets sichtbar waren; in dem Erdwall der

Wände waren überall Risse, die man mit einer Handvoll Heu nachlässig verstopft hatte. Nichts desto weniger hatte diese unreine, schmutzige Wohnung in diesem Augenblicke ein etwas festliches Ansehen; ein großes von aus dem nahen Walde gestohlenem Holze unterhaltenes Feuer beleuchtete dieselbe nebst zwei Kerzen. In der Mitte des Zimmers stand ein wackliger Tisch, und auf ihm zeigte sich in irdenen, rissigen Schüsseln zuerst ein herrlicher gebratener Haase mit Bohnen, dann ein Fasan mit Kartoffeln. Ein Krug mit Cyder und eine Flasche Branntwein vollendeten dieses splendide Mahl, um welches sich der Schulmeister und Klein-Fuchs, der Herr des Hauses, gütlich thaten.

Rouiller hatte seinen Platz so genommen, daß er, dem Feuer den Rücken kehrend, sein Gesicht der Thür zuwandte; sein Gewehr ruhete zwischen seinen Lenden. Als er die bleiche, ängstliche Gestalt Claudius Pichard's hinter dem Kopf des Kindes bemerkte, sprang er mit einem Satze auf und stieß einen fürchterlichen Fluch aus.

„Lump, rief er, was willst Du hier? Ich wette darauf, Du willst mich verrathen . . . Wenn ich das wüßte?"

„Im Gegentheil, Herr Rouiller, im Gegentheil, bemühete sich der erschrockene Claudius zu antworten, will ich Ihnen mittheilen, daß die Justiz . . . ."

Aber diese Worte mochten nicht richtig verstanden sein, denn Klein-Fuchs fiel ohne weitere Auseinandersetzung mit geballter Faust über seinen Sohn her, der nun so schrie, daß das alte Gebäude hätte einstürzen mögen. Der Schulmeister versuchte Vater und Sohn zum Stillschweigen zu bringen.

„Laß ihn, Klein-Fuchs! rief er; tausend Donnerwetter! wackele ihn morgen aus . . . man hat ihn betrogen; er ist nicht der Straffällige . . ."

Klein-Fuchs jedoch hörte nicht auf zu prügeln und der Knabe nicht auf zu schreien. Die Rolle, welche Claudius spielte, wurde nun immer verwikkelter. Wäre der Anführer der Wilddiebe nicht durch die vom Vater dem Sohne gegebene Strafe zerstreut worden, dann würde er sich sicherlich von Pichard's außerordentlicher Unruhe überzeugt haben, und der Tod seines früheren Genossen wäre dann unmittelbar erfolgt. Mitten in seiner Angst jedoch hörte Claudius außerhalb ein sehr bezeichnendes Geräusch von Schritten; man kam ihm zur Hülfe.

Als er sich unterstützt sah, überkam ihn plötz-

lich eine fieberhafte Wuth, über die er sich später selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte. Sein Muth war gerade kein glänzender; aber Niemand ist verwegener, wie ein in Hitze gebrachter Polterer. Sobald sich der Schulmeister wieder niedergesetzt und Klein-Fuchs ausgehunzt hatte, faßte Claudius den mit Speisen besetzten Tisch, hob ihn mit einer plötzlichen Anstrengung ein wenig hoch und stürzte ihn auf den Wilddieb, der nun rücklings zu Boden geworfen wurde. Ehe sich Rouiller aber wieder besinnen konnte, fiel Claudius über ihn her und schrie dabei mit durchdringender Stimme:

„Zur Hülfe, Vinet! zur Hülfe Alle! er ist gefangen!"

„Wir sind schon hier, mein Junge, antwortete der Aufseher, halte ihn nur fest, wir sind hier!"

„Mir zur Hülfe, Klein-Fuchs!" rief der Schulmeister seiner Seits, indem er sich wie eine Schlange unter der ihn erdrückenden Last wand.

Es war ein Augenblick der fürchterlichsten Unordnung. Vinet und Hubert waren in die Hütte gestürzt; während sich der Aufseher auf Hieronymus Rouiller warf, um Claudius zu unterstützen und seine Bewegungen zu beherrschen, versuchte Hubert,

sich Klein=Fuchs's, eines kräftigen, schwärmerischen Menschen, der einen gefährlichen Ausfall auf seine angreifenden Feinde machen konnte, zu bemächtigen. Die Kerzen waren umgeworfen und nur der schwache Schein des im Kamin brennenden Feuers beleuchtete diesen blutigen Kampf. Man sah nichts als dunkle, sich heftig bewegende Schatten; man hörte nur convulsivisches Trappeln mit den Füßen, nur unterdrücktes Brüllen.

Die athletische Kraft des Schulmeisters war so groß, daß er, ungeachtet des Gewichts des umgeworfenen Tisches, unter dessen Last er sich sträubte, ungeachtet der Anstrengungen zweier Menschen, die sich seiner zu bemächtigen suchten, es doch dahin brachte, sich hinknieen zu können. Zum großen Glück befand sich sein Gewehr unter den umgestürzten Möbeln. Während Claudius mit ihm kämpfte, glaubte der Aufseher den günstigen Augenblick gekommen, ein Paket Stricke, das er zur Fürsorge zu sich gesteckt, aus seinen Taschen ziehen zu müssen; in demselben Augenblicke aber, in dem er diese Bewegung machte, stieß Rouiller mit einer so fürchterlichen Anstrengung Claudius von sich, daß dieser gegen die Erdwand flog, welche durch diese Erschütterung einstürzte;

dann zog er ein Pistol aus seiner Brusttasche und richtete dasselbe auf Binet.

Es würde durchaus um den muthigen Aufseher geschehen gewesen sein, wenn nicht Hubert, der endlich doch Klein=Fuchs zu Boden geworfen hatte, die Gefahr, in der der Vater Fanchette's schwebte, gesehen hätte und ihm zu Hülfe geeilt wäre. Seinen halb besiegten Gegner im Stich lassend, sprang er auf den Schulmeister los und fiel ihm in den Arm; der Schuß ging los, ohne jedoch irgend Jemand zu treffen.

„Danke, mein Junge, sagte Binet; und nun zwei Mal! . . . Beim Henker! ich werde Dir das gedenken . . . ich verspreche es Dir!"

Während er so sprach, hatte er seinen Strick auseinander gerollt und wand ihn, mit Hülfe seiner beiden Gefährten, um Rouiller's Arme, obgleich sich dieser heftig dagegen sträubte, heulte und wie ein wüthendes Thier biß. Bald aber wurde der Verbrecher so geknebelt, daß sein Widerstand minder gefährlich wurde; jedoch waren seine Füße noch frei und er gebrauchte diese als ein furchtbares Mittel zu seiner Vertheidigung. Die Verbündeten konnten indeß, da sie zu sehr durch das Festhalten Rouiller's

verhindert waren, nicht daran denken, was hinter ihrem Rücken vorging.

Klein=Fuchs seiner Seits war behende aufgesprungen und hatte sich seines Gewehrs, das an ein Stück Möbel im Handbereich angelehnt stand, bemächtigt. Anfangs wagte er es nicht, auf diese unförmliche Masse, die sich vor seinen Füßen umherrollte, abzudrücken, da er den, den er zu vertheidigen wünschte, hätte treffen können. Aber ein großes Geräusch von Stimmen und Schritten näherte sich dem Hause und benachrichtigte ihn, daß für seine Gegner eine große Hülfe im Anzuge sei. Nun überlegte er nicht mehr, und auf das Gerathewohl hin zielend, gab er Feuer .... Ein fürchterlicher Schrei ertönte neben ihm.

In demselben Augenblicke aber erschien auch ein Trupp Aufseher und Gensdarmen, den Karabiner in der Hand, mitten in dem Rauche, der diesen Ort erfüllte. Man stürzte sich nun auf Klein=Fuchs, den Einzigen, der aufrecht stand, und brachte es früher zu seiner Entwaffnung, als er zum zweiten Male hatte feuern können. In dieser fürchterlichen Verwirrung waren diejenigen Zufälle, welche aus einem Irrthum herrührten, noch mehr zu fürchten,

wie der Widerstand der Wilddiebe. Endlich erhob sich eine Stimme:

„Sind Sie verwundet, Herr Vinet?" fragte Hubert ängstlich.

„Gott sei Dank! mein Junge, nein! Und Du?"

„Eine große Kleinigkeit, eigentlich Nichts, eine Schramme . . . . und Claudius?"

„Ich bin rein todtgeschossen, sagte der arme Pichard in einem sehr wehklagenden Tone; wahrscheinlich sitzt mir eine Kugel in den Nieren!"

„Zum Henker!" sagte Vinet.

Er eilte nun, mit dem Einschnüren der Füße des Schulmeisters, der nun keinen Widerstand mehr leistete, zu Ende zu kommen; Hubert tappte im Finstern nach einem Lichte umher, um es anzuzünden.

„Darf ich eintreten, meine Herren?" fragte Jemand von Außen.

„Ja, ja, Herr von Germont, rief Vinet; die Sache ist abgemacht . . . . aber, wie ich glaube, nicht so glücklich, als ich dies gewünscht hätte."

Der Richter trat in Begleitung seines Gerichtsschreibers und der stummen Persönlichkeit, die ihn den ganzen Abend nicht verlassen hatte, ein. Ein

Licht erhellte das widrige Schauspiel, das die Wohnung des Wilddiebes jetzt darbot.

Der größere Theil der Möbeln war umgeworfen; Ueberreste aller Art bedeckten den Boden. Der dicke Rauch, welchen zwei aus dem Kamin gezogene brennende Stücken Holz erzeugten, verbreitete eine erstickende Wolke. Mehr wie zwanzig Personen waren in diesem engen Raume eingeschlossen; zuerst der Aufseher, dann die Gensdarmen, die sich des Klein-Fuchs und selbst seiner Kinder, unglücklicher Unschuldiger, von denen man Entdeckungen zu erhalten hoffte, bemächtigt hatten. Man sah nur oberflächlich nach dem auf der Erde liegenden, an Händen und Füßen gebundenen Schulmeister und Claudius Pichard, dessen Wimmern das feierliche Stillschweigen der Umstehenden störte.

„Laß sehen, mein armer Junge, was hast Du denn eigentlich? fragte der Aufseher in einem Tone der Theilnahme, indem er sich dem Verwundeten näherte; solltest Du die Ladung von Klein-Fuchs erhalten haben?"

„Ach ja! Herr Binet, die habe ich bekommen . . . das brennt . . . das brennt . . ."

Der gute Mann bückte sich zu ihm, um die

Wunde zu untersuchen; nach einer genauen Prüfung legte er dem Schreier einen Verband an.

„Ah! zum Henker! sagte er, schäme Dich! Es ist nichts wie eine Schramme, wie die Kralle einer Katze sie Dir auch gemacht haben würde! Das Rehschroot hat Dir nur die Haut geritzt.“

„Das ist wahr! Herr Vinet, sagte nun Claudius, welcher plötzlich geheilt wieder aufstand; und ich glaubte mich . . . . Nun gut! da es mit der Verwundung nichts ist, so können Sie dem Herrn Richter dafür sagen, wie ich mich bei diesem Vorfall benommen habe. Habe ich dabei Muth gezeigt, hm? Herr Vinet, habe ich welchen gezeigt!?“

„Ich bin mit Dir zufrieden, antwortete der Aufseher; aber auch Deine Wunde muß ich nun sehen, mein braver Hubert.“

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, Herr Vinet“, entgegnete der junge Mann, indem er an seiner linken Hand eine Streifwunde zeigte, deren Blutung er mit seinem Taschentuche zu stillen suchte.

„Aber wen hat denn nur der Schuß von Klein-Fuchs getroffen?“

„Bei Gott! das ist nicht schwer zu errathen, sagte der Brigadier der Gensdarmerie, der vorge-

treten war, um sich des Schulmeisters zu bemächtigen, sehen Sie doch nur!"

Er hob den Körper des Anführers der Wilddiebe, dessen Kopf wie eine leblose Masse mit einem dumpfen Geräusch zurückfiel, in die Höhe.

Vinet beeilte sich, das Licht, das er in seiner Hand hielt, dem Körper nahe zu bringen. Nun klärte sich das Stillschweigen und die Unbeweglichkeit des furchtbaren Hieronymus Rouiller auf; der Schuß seines Mitschuldigen war ihm in die Brust gedrungen.

„Ah! zum Henker! rief der Aufseher aus, das ist ein schön Geschäft! Ei, Klein-Fuchs! vertheidigst Du auf diese Weise Deine Kameraden?"

Der Wilddieb zuckte die Achseln mit einem wilden Ausdruck und wandte sein Gesicht ab.

Inmittelst hatte man den Tisch wieder aufgerichtet; der Gerichtsschreiber fing an, sich mit seiner Feder, Tinte und seinem Papier einzurichten.

„Meine Herren, sagte nun der Richter in einem Tone, der sein Ansehen bekundete, wir wollen jetzt zum Verhör schreiten und die Fragen über diese Ereignisse beginnen . . . . Aber vor Allem, Herr Brigadier der Gensdarmerie, leeren Sie die Taschen

Hieronymus Rouiller's und geben Sie die Gegenstände, welche Sie finden werden, mir hierher; ganz besonders sind mir die Papiere für die Untersuchung von großer Wichtigkeit."

Binet erinnerte sich nun der Empfehlungen der Gräfin — Empfehlungen, die er, man muß es bekennen, in der Hitze des Gefechts vergessen hatte.

„Die Papiere werden wohl zerrissen worden sein, Herr Richter, sagte er übereilt, aber dieses dürfte wohl meine Voraussicht hinsichtlich des armen Herrn von Barneville bestätigen."

Und er überreichte der Gerichtsperson das Pistol, welches Rouiller auf ihn abgeschossen hatte. Diese reich mit Silber ausgelegte Luxuswaffe schien nicht zum Gebrauche für Wilddiebe angefertigt zu sein. Herr von Germont besah sie von allen Seiten.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, sagte er mit einer Miene voller Genugthuung; dies ist gewiß das Pistol, das dem unglücklichen Eduard von Barneville gehört hat; seine Anfangsbuchstaben sind hier im Kolben eingeschnitten; Hieronymus Rouiller muß ihn wenige Minuten nach dem tragischen Ereignisse bestohlen haben. Wenn wir doch jetzt auch die Brieftasche, von der die Rede gewesen ist, finden könnten..."

„Wozu würde das dienen? fragte der Aufseher; ist denn das Pistol nicht schon ein genügender Beweis? Ueberdies werden Sie wohl die Brieftasche schwerlich finden . . . der Schulmeister möchte wohl nicht so unklug gewesen sein, sie bei sich zu führen!“

Dieser Eifer hätte der Gerichtsperson Veranlassung zum Nachdenken geben können; aber Herr von Germont hörte schon nicht mehr auf Vinet. Seine ganze Aufmerksamkeit war jetzt auf die stumme Persönlichkeit, welche ihn begleitet hatte, gerichtet. Dieser einige Schritte von ihm entfernt stehende, in einen weiten Mantel gehüllte Mann schien mit der Miene des höchsten Interesses einen Gegenstand, den er mitten aus den Trümmern aller Art, die auf dem Boden umherlagen, aufgenommen hatte, zu prüfen.

„Herr Graf, sagte der Richter artig, jedoch mit Bestimmtheit, Niemand darf vor mir einen Gegenstand, der vielleicht zur Ueberführung dienen könnte, berühren . . . . Uebergeben Sie mir daher den Gegenstand, ich bitte darum, den Sie so eben auf der Erde gefunden haben.“

Der Graf von Ganges, den der Leser längst wird errathen haben, drehete sich mit einer Miene

des verletzten Stolzes um; sich aber sogleich anders besinnend, übergab er stillschweigend der Gerichtsperson ein offenes Portefeuille, während er mit der anderen Hand etwas unter seinem Mantel zu verbergen suchte.

Bevor aber Herr von Germont Zeit gehabt hatte, die Brieftasche anzunehmen, stürzte der Aufseher über dieselbe her und bemächtigte sich ihrer.

„Die Brieftasche des Herrn von Barneville!" rief er.

„Was bedeutet das, Herr Vinet? fragte der Richter beleidigt; berechtigen Sie die Dienste, die Sie dem Gericht leisten, zu einer solchen Verfahrungsweise? Geben Sie mir dies her, mein Herr, und vergessen Sie nicht, wer Sie sind, und was Sie uns schuldig sind!"

Der gute Mann erblaßte, als er diese Pille bekam.

„Ich wollte mich, stammelte er, nur überzeugen, ob dies dieselbe Brieftasche sei, die ich gestern in der Hand des Herrn von Barneville gesehen habe."

„Nun wohl! erkennen Sie diese dafür?" fragte der Richter in sanfterem Tone.

„Es ist unmöglich, sich zu irren; die Anfangs-

buchstaben und das Wappen in Vergoldung auf dem Maroquin abgedruckt sind noch zu erkennen."

Der Richter überzeugte sich davon; dann begann er den Inhalt der in der Brieftasche befindlichen Gegenstände durchzusehen; zuerst fanden sich einige Bankscheine, dann ein Papier ohne Aufschrift, das er mit sichtbarer Aufregung durchflog. Nach kurzem Schweigen sagte er dann laut:

„Jede Ihrer Voraussichten, Vinet, bestätigt sich; der Selbstmord Eduard's von Barneville steht fest. Hier ist der von seiner Hand geschriebene Beweis. . . . Man würde dieses Schriftstück bei dem Leichname gefunden haben, wenn nicht Hieronymus Rouiller den abscheulichen Gedanken gehabt hätte, sich seiner zu bemächtigen."

Zu gleicher Zeit las er das Schreiben vor. Eduard sagte darin mit wenigen Worten, daß man seines Todes wegen Niemand anklagen solle; daß eine unglückliche Liebe und der Kummer, sein Vaterland zu verlassen, ihn zu diesem traurigen Entschlusse bestimmt hätten, wegen dessen er seine arme Mutter und Gott um Verzeihung bitte.

Vinet hörte ängstlich zu; als er jedoch endlich hörte, daß dieses Papier durchaus nichts Blosstellen-

des für Leocadie habe, schien er von einer großen Last befreit zu sein.

„Auf diese Weise, sagte er, ist also mein guter Herr vollständig für unschuldig erklärt?"

„Ohne irgend einen Zweifel, antwortete der Richter, und es gereicht mir zum außerordentlichen Vergnügen, die falsche Anklage, welche auf dem achtbaren Herrn von Ganges haftete, erkannt zu haben."

Der Graf verneigte sich.

„Indeß, fuhr Herr von Germont mit einer Miene voller Ueberlegung fort, muß ich doch noch eine Frage an Vinet richten . . . . Ist dieses Papier (und er zeigte auf das eben vorgelesene Papier) wohl dasselbe, mit dem Herr von Barneville Sie — für eine unbekannte Person — hat beauftragen wollen?"

Der Aufseher zögerte mit der Antwort.

„Vinet, sagte der Richter in strengem Tone, Sie sind ein rechtschaffener Mann und werden nicht die Absicht haben können, das Gericht zu belügen!"

„Ich werde gewiß die Wahrheit sagen, mein Herr, antwortete der Aufseher mit Anstrengung; bestimmt ist dieses Papier nicht dasjenige, wel=

ches ich in der Hand des armen Todten gesehen habe .... Das andere war ein Brief von langer Form mit einem großen Siegel und einer Adresse, die ich aber nicht gelesen habe."

„So werden wir denn auch dieses wichtige Schreiben wiederfinden müssen. Wenn Hieronymus Rouiller aus Sorglosigkeit vielleicht das andere Schreiben zerrissen hat, weshalb sollte er dann wohl dieses aufbewahrt haben? Suchen Sie auf der Erde nach, meine Herren; die Brieftasche war geöffnet, als Herr von Ganges sie aufhob; der Brief, um den es sich hier handelt, kann leicht herausgefallen sein."

Man beeilte sich zwar zu gehorchen, fand aber nicht, was man suchte.

„Das ist sehr sonderbar! sagte der Richter. Und ist auch Niemand im Stande, mir Auskunft über das Verschwinden dieses Briefs, der, ich habe die feste Ueberzeugung, sich wie die übrigen Papiere im Augenblicke des Todes Rouiller's in der Brieftasche befand, geben könnte?"

Es antwortete Niemand; aber Herr von Germont betrachtete den Grafen mit einem sehr bezeichnenden Blicke.

„Sollten Sie vielleicht, Herr Graf von Ganges,

fuhr er, die Brieftasche prüfend, fort, aus Unachtsamkeit denselben haben fallen lassen . . . .?"

Der Graf gab mit leiser und ängstlicher Stimme die Versicherung, daß er nichts gesehen habe. Herr von Germont schien dennoch Zweifel zu hegen, als Vinet sagte:

„Was thut das jetzt noch, Herr Richter? was brauchen Sie noch mehr zu wissen? Ist der Selbstmord des Herrn von Barneville nicht hinreichend durch das aufgefundene Pistol, die Brieftasche und besonders durch das so klare und bestimmte Schreiben, das Sie so eben vorgelesen haben, festgestellt?"

„Schweigen Sie, Vinet; Sie begreifen nicht, von welcher Wichtigkeit dieses Papier, welches dritte Personen berührt, ist, und daß es selbst in dem Interesse dieser Personen liegen muß, dasselbe in meinen Händen zu belassen . . . ."

Und sein Blick schien in den Gedanken des Grafen, der ganz theilnahmlos dastand, lesen zu wollen.

„Ich werde mich, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, ohne Zweifel geirrt haben . . . Dieser Brief hat wohl einmal existirt, jetzt ist er verloren gegangen, zerrissen, verbrannt, was weiß ich's? . . .

Aber es ist nun genug; ich muß wieder an meine Pflicht denken."

Er näherte sich dem Tische, an dem der Gerichtsschreiber bereits Platz genommen hatte, um sein Amt zu versehen. In der allgemeinen Bewegung, die nun folgte, verschwand der Graf, ohne von irgend Jemanden Abschied zu nehmen.

Vinet stand nachdenklich auf der Seite; sein für Alles, was seine gewöhnlichen Handlungen nicht berührte, etwas schwerfälliger Verstand konnte anfangs den Verdacht, welchen der Richter gehegt hatte, nicht begreifen. Als er aber einen Augenblick den Fall überdacht hatte, schien plötzlich ein schreckliches Licht in seinem Gehirn aufzugehen. Er näherte sich daher Herrn von Germont und sagte leise zu ihm:

„Glauben Sie wirklich, Herr Richter, daß der Brief noch existirt, und daß er in gewisse Hände gefallen sein kann?"

„Ich weiß es nicht, mein armer Vinet, antwortete die Gerichtsperson, indem sie langsam eine Prise Tabak nahm, und ich konnte auch, ohne Mittel anzuwenden, die mir widerstreben, die Thatsache nicht

feststellen. Möge die Hartnäckigkeit der Narren auf ihren Kopf zurückfallen!"

„Teufel! dann würde ja jetzt noch nicht Alles beendigt sein . . . im Gegentheil . . . O! Henker . . . Henker . . ."

Zu gleicher Zeit überzeugte er sich mit Schreck von dem Weggange des Herrn von Ganges. Er wäre ihm gern gefolgt, um vielleicht ein neues Unglück zu verhüten; aber seine Gegenwart war unvermeidlich und er so gezwungen, dem Verhöre, das sich weit in die Nacht hineinzog, beizuwohnen.

VII.

Das Zimmer der Gräfin.

Während dies bei Klein-Fuchs vorging, war Leocadie in das Schloß zurück gekommen. Mehrere Male während einiger Stunden hielt sie sich überzeugt, die Zuneigung ihres Gemahls wieder zu erlangen, und immer hatte ein verhängnißvolles Ereigniß ihre Hoffnungen zu Boden geworfen. Endlich nahete die entscheidende Krisis: entweder zu ihrem entschiedenen Heil oder zu ihrem Untergange; um diese handelte es sich jetzt und versetzte sie in eine nicht auszudrückende Angst.

Sie befand sich in ihrem Zimmer allein; eine mit einer matt geschliffenen Glasglocke bedeckte Lampe erleuchtete dasselbe mit einem bleichen, traurigen

Lichte; tiefe Ruhe herrschte im ganzen Hause. Bald träumte die auf einem Sopha halb ausgestreckt liegende Gräfin in vollständiger Unbeweglichkeit; bald ging sie ungleichen Schrittes auf und ab, während sie unzusammenhängende Worte vor sich hin sprach. Bisweilen blieb sie an der Thür stehen und horchte auf das entfernte Geräusch, das sich in langen Zwischenräumen in irgend einem Theile dieses großen Gebäudes erhob, bald wieder aufhörte, worauf sie dann ihren Spaziergang wieder antrat.

Gegen Mitternacht aber hielt sich die Gräfin nicht länger, sondern zog heftig an der Klingelschnur, worauf die Kammerfrau, sich die Augen reibend, eintrat.

„Adelheid, fragte Frau von Ganges mit aufgeregter Stimme, hast Du nichts Neues erfahren? Ist der Herr Graf zurückgekehrt?"

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau; ich war allein im Vorzimmer und schlief ein . . . ."

„Sieh nach . . . . Ah! noch einen Augenblick . . . Sollte Herr Dubreuil im Schlosse sein, dann bitte ihn, daß er zu mir komme."

Die Kammerfrau ging; nach wenigen Minuten aber schon war sie zurück.

„Es ist Niemand zurückgekommen, auch hat man keine Nachrichten aus dem Walde, sagte sie; wenigstens weiß die Dienerschaft nichts.“

„Und Dubreuil?“

„Er spricht eben vor der Thür mit dem Sohne des Aufsehers Rimblot . . . . Er wird im Augenblicke erscheinen, und hat vielleicht Mittheilungen erhalten . . . . Haben die Frau Gräfin mir noch andere Befehle zu ertheilen?“

„Lege Dich nicht schlafen . . . ich werde heute Nacht vielleicht aller Derer bedürfen, welche mich lieben.“ “

Die Kammerfrau zog sich mit Thränen in den Augen zurück. Fast zu gleicher Zeit erschien auch Dübreuil; der ehrliche Verwalter strahlte vor Freude.

„Frau Gräfin, sagte er, nachdem er ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte, Sie haben mich um Neuigkeiten befragen lassen, und ich bringe Ihnen die allerneuesten, wenn sie gleich noch unvollständig sind . . . . Der Herr Graf ist endlich der ungereimten Anklage, welche auf ihm lastete, enthoben; es ist nun kein Zweifel mehr über Herrn von Barneville's wirklichen Selbstmord!“

„Großer Gott! sollte das möglich sein?“ rief

Leocadie, auf welche diese Mittheilung einen ganz andern Eindruck machte, als Dubreuil ihn erwartete.

„Es fehlen mir zwar noch die Einzelnheiten; jedoch spricht man von einem im Hause der Wilddiebe Statt gehabten Kampfe, in dem der Anführer derselben, Hieronymus Rouiller, getödtet ist. Man fand bei ihm die Brieftasche des Herrn von Barneville . . . Leider weiß der kleine Rimblot nicht recht viel, denn er hat nur mit Mühe in das Haus von Klein-Fuchs gelangen und mit seinem Vater einige Worte wechseln können; dann ist er so schnell wie möglich hierher gelaufen, um der Erste zu sein, der mir diese Nachricht brächte . . . . Doch was ist Ihnen, Frau Gräfin? befinden Sie sich nicht wohl? Befehlen Sie, daß ich rufe?"

Frau von Ganges war auf ein Sopha niedergefallen und seufzte.

„Nein, nein, antwortete sie eilig, rufen Sie nicht . . . . es ist nichts . . . . ein wenig Uebermüdung . . . . Sehen Sie, ich fühle mich schon wieder wohler."

So schwieg sie vielleicht eine Minute; dann wandte sie sich an den vor ihr stehenden, sie voller

Mitleid anblickenden Verwalter und sagte in einem festen Tone:

„Herr Dubreuil, seit vielen Jahren sind Sie der Freund meiner Familie und der Meinige . . . dies ermuthigt mich, mir von Ihrer Ergebenheit eine Gefälligkeit zu erbitten.“

„Eine Gefälligkeit? fragte Dubreuil erstaunt. Frau Gräfin, ich kann nur Ihre Befehle erwarten . . . . Um was handelt es sich?“

„Nur ganz allein darum, daß Sie meinen Reisewagen in Stand setzen und ihn so lange bespannt halten lassen, bis neue Befehle erfolgen... Ernst soll mir zum Kutscher dienen . . . . Ja wohl, Ernst ist einer der Meinigen . . . . Es muß dies Alles aber auf die geheimnißvollste Weise besorgt werden.“

„Erlauben mir die Frau Gräfin, eine Frage an Sie zu richten?“

„Wo bliebe wohl das Verdienst Ihres Gehorsams, wenn ich Ihre Fragen beantworten müßte?“

„Darf aber wenigstens der Herr Graf davon in Kenntniß gesetzt werden?“

„Er darf durchaus davon nichts wissen . . . .

Ueberlegen Sie sich, ob Sie die Verantwortlichkeit dieses Schrittes übernehmen wollen oder nicht?"

Der Verwalter verbeugte sich traurig.

„Ich werde gehorchen, Frau Gräfin; antwortete er; aber sollte das, was ich vermuthe, sich bestätigen, dann müßte ich vielleicht . . . ."

Die Gräfin machte ihm ein Zeichen, aufzuhorchen; es kam Jemand die große Treppe herauf.

„Er ist es! sagte sie mit schwacher Stimme; vergessen Sie Ihr Versprechen, Alles binnen einer Stunde bereit zu halten, nicht."

Bevor jedoch Dubreuil eine Antwort geben konnte, wurde ein kleiner Salon, der vor dem Schlafzimmer der Frau von Ganges sich befand, schnell durchschritten, und Herr von Ganges, noch in seinen Mantel gehüllt, erschien auf der Schwelle der Thür.

Beim Erblicken dieses bleichen und strengen Gesichts konnte Leocadie nur mit Mühe einen Schrei des Erschreckens unterdrücken; sie näherte sich maschinenmäßig Dubreuil, als ob sie sich unter dessen Schutz hätte stellen wollen. Der Graf schien diese Bewegung nicht zu bemerken, legte vielmehr seinen Mantel ab.

„Verlassen Sie uns", sagte er zerstreut.

Aber der Verwalter beeilte sich nicht mit dem Fortgehen.

„Der Herr Graf, sagte er, kommen ohne Zweifel aus der Haide . . . . Man versichert, daß sich dort überraschende Dinge ereignet haben . . . ."

„Es geht alles gut, unterbrach ihn der Edelmann ungeduldig, und es wird Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, von den Leuten die Einzelheiten zu erfahren . . . . Verlassen Sie uns, sage ich Ihnen; ich habe mit meiner Frau zu reden."

Der Ton dieser letzten Worte ließ fernere Bemerkungen nicht zu; aber Dubreuil hatte im Allgemeinen das Recht, frei von der Leber sprechen zu dürfen und begab sich daher noch nicht weg.

„Gnädiger Herr, sagte er, Sie scheinen sehr aufgeregt zu sein; wenn ich es wagen dürfte, Ihnen meinen Rath, zu dem Sie oft Ihre Zuflucht genommen haben, anzubieten . . . ."

„Was ist das? rief der Graf, indem er mit dem Fuße stampfte, bin ich nicht mehr Herr in meinem Hause?"

Es war dies das erste Mal, daß er mit Dubreuil in so harten Worten sprach. Der arme

Mann betrachtete die Gräfin mit schmerzlichem Blick, um sie selber zur Zeugin seiner Ohnmacht zu machen und entfernte sich mit blutendem Herzen.

Leocadie fand sich nun mit ihrem Gemahl allein; doch schon schien ihr Schrecken verschwunden.

„Was kann er wohl mehr thun, als mich tödten? sagte sie heimlich zu sich; . . . und wäre der Tod von seiner Hand nicht eine wahre Wohlthat für mich?"

Sie hatte indeß ihren Platz auf dem Sopha wieder eingenommen; dann wartete sie ruhig und ergeben auf das sich Ereignende.

Der Graf setzte sich ihr gegenüber.

„Madame, sagte er in festem Tone, Sie haben vielleicht schon von dem, was sich eben in der Haide zugetragen hat, reden gehört?"

Die Gräfin antwortete bestätigend.

„Sie wissen dann wahrscheinlich auch schon, daß diese so viel gesuchte Brieftasche sich endlich auch wiedergefunden hat . . . . Der Zufall hat sie in meine Hand fallen lassen, und ich entdeckte, daß darin ein an Sie adressirter Brief enthalten war. . . . Niemand hatte das Recht, von diesem Brief früher Kenntniß zu erhalten, als Sie; ich habe mich

indeß seiner bemächtigt, ohne ein Wort davon zu sagen, und ich übergebe ihn nun seiner rechtmäßigen Eigenthümerin."

Zu gleicher Zeit zog er einen langen, schmalen Brief, so wie er von Vinet war beschrieben worden, aus der Tasche und legte ihn auf Leocadie's Knie.

Das Siegel war noch unversehrt.

Die Gräfin machte ein Zeichen des Abscheu's.

„Nehmen Sie dies Schreiben zurück, mein Herr, sagte sie an allen Gliedern zitternd; um Gottes Willen, nehmen Sie es zurück; ich kann, ich darf, ich will dasselbe nicht lesen!"

„Sie müssen dies dennoch, Madame; Sie können sich dieser Verpflichtung nicht entziehen; es handelt sich um die letzten Mittheilungen eines Mannes, der nicht mehr lebt!"

„Fordern Sie das nicht von mir, ich beschwöre Sie, fordern Sie nicht dieses Opfer . . . Denn ehe ich dieses brächte, würde ich lieber verzichten . . ."

Sie nahm den Brief und warf ihn nach dem Kamin hin.

„Nein, nein, Madame, rief der Graf mit Nachdruck, das verbiete ich Ihnen . . ."

Und er hob das Schreiben wieder auf.

„Wenn Sie, fuhr er in einem dumpfen Tone fort, den Brief nicht lesen wollen, dann werde ich dies für Sie thun."

Und er erbrach mit einer schnellen Bewegung das Siegel.

Das arme Wesen hielt sich für verloren. Ohne ein Wort zu sagen, warf sie sich wieder in ihren Lehnstuhl und schloß die Augen.

Mehr als eine Minute verfloß; die Gräfin staunte, daß sie noch lebte. Sie krümmte sich in einer Art Vernichtung aller ihrer Sinne in der Erwartung, daß der unvermeidliche Schlag sie treffen würde. Wie wurde ihr aber, als sie fühlte, daß man sich zu ihren Füßen warf, ihre eiskalten Hände mit Küssen und Thränen bedeckte und als sie eine demüthig bittende Stimme sagen hörte:

„Leocadie, meine innig Geliebte, verzeihen Sie mir nur noch dies eine Mal . . . Mein ganzes Leben soll und wird Ihnen nun geweihet sein, um Sie meinen abscheulichen Verdacht vergessen zu lassen!"

Leocadie öffnete die Augen weit. Sie hatte zu träumen geglaubt; es war aber wirklich ihr Ge-

mahl, der sie mit Liebkosungen überhäufte, der diese sanften Worte vorbrachte. Sie betrachtete ihn mit verstörtem Blicke; indeß kehrte ihre Sprache aber noch nicht wieder.

„Leocadie, fuhr der Graf mit stets wachsender Glut fort, ich habe mich grausam, mißtrauisch und unwürdig des Glücks gezeigt, Sie zu besitzen. Mein Unrecht gegen Sie ist groß; größer, als Sie sich nur denken können; und während ich Sie hier, in der Abgeschiedenheit und Vergessenheit, zurückließ, litten Sie, ohne sich zu beklagen, und stießen die Verführung zurück . . . . Meine innig Geliebte, diese edlen und großmüthigen Gesinnungen haben mein Herz gerührt; verzeihen Sie mir den Kummer, den ich Ihnen bereitet habe und den ich wieder gut machen werde . . . . Höre, meine Leocadie; ich werde ohne Gewissensbisse mit meinem Ehrgeize, mit meinen verschwenderischen Gewohnheiten in Paris brechen; wir wollen hier in Ruhe und Verborgenheit, Einer durch den Besitz des Andern glücklich, leben; denn ich liebe Dich, meine Leocadie; Du bist so schön! meine Liebe ist lebendiger, heißer und inniger wieder erwacht als je . . . Und Du, meine Leocadie, wirst Du mich auch, trotz meiner Fehler,

nun wieder lieben? O! sage mir, sage mir, daß Du mich noch liebst!"

Alle Gedanken der Gräfin wurden nun verwirrt und gänzlich umgestürzt. Nur ein Gedanke, ein Gefühl beherrschte dieses Chaos: ihre wahrhafte, unveränderliche Zuneigung zu ihrem Gemahl, dem Manne, der, vor ihr niedergeworfen, sie um Verzeihung bat. Alle ihre Beschwerden vergessend, sich um die Zukunft nicht mehr beunruhigend, ließ sie ihren Kopf auf die Schulter des Grafen fallen und sagte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Ob ich Dich liebe, Gustav! . . . Kannst Du mich so noch fragen?"

Und die beiden Ehegatten vereinten einen Augenblick ihr Schluchzen und ihre Küsse.

Leocadie ermannte sich zuerst aus diesen Ergießungen einer wechselseitigen Zärtlichkeit; nachdem die Aufregung vorüber gegangen, kehrte schon die Erinnerung zurück.

„Stehen Sie wieder auf, mein Freund, sagte sie die Augen abwendend; ach! wozu bedürfen Sie wohl meiner Verzeihung? Ihr gegen mich begangenes Unrecht hat mich nie veranlassen können, Sie zu hassen . . . . Aber entschuldigen Sie mich,

Gustav, fügte sie mit Kummer hinzu, diese Aufregungen haben mich zerschmettert; meine Verwirrung ist so groß, daß ich die Höhe meines Glücks kaum begreifen kann . . . . Mein Kopf drehet sich mit mir im Kreise herum, und ich glaube mich wieder sammeln zu müssen . . . ."

„Arme Leocadie, sagte Herr von Ganges, ich glaube, ja, ich bin überzeugt davon, daß so viele Schlag auf Schlag erfolgte Ereignisse Ihre Kräfte abgespannt haben . . . . Was mich betrifft, so haben die so eben erst vergangenen Minuten meine Seele angefrischt, meine tödtenden Ungewißheiten beruhigt, und mein Herz mit Freude erfüllt . . . Gut, gut! Ich lasse Sie sich ein wenig ausruhen. . . . Aber für die Folge, Leocadie, werden wir nicht mehr getrennt leben; ich werde mich Ihnen nun ganz allein weihen, ich werde Sie nicht mehr verlassen."

„Möge Gott Sie erhören, Gustav!" murmelte die Gräfin mit einem tiefen Seufzer, während sie sich langsamen Schrittes der Thüre zuwandte.

„Aber warum sollte Er mich nicht erhören, mein Engel? Das Leben mit und bei Ihnen erscheint mir als ein so sanftes, so gutes! . . . Aber,

meine arme Freundin, die Ermüdung überwältigt Sie . . . . Nun leben Sie wohl, meine Leocadie . . . gute Nacht, und möchten Sie doch auch so glücklich sein, wie ich dies in diesem Augenblicke bin!"

Er schloß sie krampfhaft in seine Arme und zog sich zurück.

Die Gräfin war mitten im Zimmer in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande von Ueberreizung stehen geblieben.

„Er liebt mich, sagte sie mit lauter Stimme, ich kann und darf nicht mehr daran zweifeln . . . . Seine Liebe hat er mir eben so wieder geschenkt, wie in den ersten Tagen unserer Ehe! Er will auf den Hof, auf die Ehrenstellen verzichten; er will sich hier wieder niederlassen und stets bei mir bleiben . . . Ach! das wäre ein zu großes Glück! . . ."

Die Stimme versagte ihr; sie gewahrte zu ihren Füßen auf dem Teppich den traurigen Brief, den der Graf hatte fallen lassen. Der Ideengang Leocadie's nahm sofort eine andere Richtung:

„Und auch der liebte mich!" sagte sie in einem herzzerreißenden Tone.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren beiden Händen und vergoß einige Thränen. Bald jedoch haf-

tete ihr Blick von Neuem auf diesem verhängnißvollen Blatte, das auf sie eine mächtige Anziehungskraft auszuüben schien. Ein Mal bückte sie sich, um dasselbe aufzunehmen, wich jedoch eben so zurück, als hätte sie ein glühendes Eisen berühren wollen. Endlich setzte sie sich, in Folge einer frommen Achtung, die sie für den Verfasser dieser Schrift überkam, über jeden Widerwillen hinweg, nahm den Brief mit zitternder Hand auf und näherte sich, über ihren Muth ganz erblaßt, der Lampe, um ihn zu lesen.

Es war nur ein kleines Billet, mit fast unleserlicher Schrift; sein Inhalt lautete:

„Frau Gräfin.

„Für Sie, für Sie allein, gehe ich in den Tod. Ich konnte mit dem Gedanken, daß Sie mich nicht lieben, daß Ihre Zuneinung ungetheilt Ihrem Gemahl angehört, diesem Gemahl, der Sie verlassen hat, nicht länger leben! . . . Darum leben Sie wohl; ich verzeihe Ihnen das Leiden, das Sie über mich gebracht haben. Denken Sie zuweilen an

„Eduard von Barneville.“

Dieses Schreiben entglitt den Händen der vernichteten Frau von Ganges.

Wie man sieht, enthielt, sei es aus Zufall, sei es aus Berechnung, dasselbe auch nicht einen Ausdruck, der gegen Leocadie hätte gedeutet werden können. Es ist möglich, daß Barneville, als er diesen Brief schrieb, überlegte, daß derselbe nicht direct in die Hände, für welche er bestimmt war, gelangen würde, und mit einer seltenen Geisteskraft, jedoch nicht ohne Beispiel in gleichen Augenblicken, war er bemüht gewesen, aber auch nicht ein Wort zu schreiben, das gegen die strafbare Frau hätte gedeutet werden können. So ließ sich der Irrthum des Grafen erklären, der in diesem letzten Lebewohl nur einen Beweis mehr zu Gunsten der Frau von Ganges gefunden hatte.

Leocadie durfte jedoch jetzt hoffen, daß ihre Fehltritte in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt bleiben würden. Man hatte die Gewißheit erlangt, daß der alte Diener Franz niemals seinen Verstand wieder erhalten würde, und die Verschwiegenheit der Familie Vinet, welche den Wohlthaten der Gräfin Alles verdankte, konnte nicht zweifelhaft sein. Selbst wenn endlich später unbestimmte Schwätzereien bis

zu den Ohren des Grafen dringen sollten, so rechnete Leocadie auf das Vertrauen und die neu begründete Zuneigung ihres Gemahls, um irgend wegen der Folgen besorgt zu sein. Trotz alle diesem wich ihre Angst, ihre Aufregung nicht; ihre Thränen flossen immer mehr und immer mehr, und stets bitterer.

VIII.

Gewissensbisse.

Am andern Morgen saß Herr von Ganges, der eine sehr angenehme Nacht verträumt hatte, schnell schreibend an seinem Bureau. Er entwarf seine Entlassung an den König, die er einzureichen versprochen hatte. Nachdem er seine Arbeit beendet, wollte er sich die Ehre geben, sie seiner Frau vorzulesen, und klingelte deshalb. Julius, welcher bei ihm den Dienst als Kammerdiener versah, öffnete furchtsam.

„Sehen Sie nach, sagte er zerstreut, ob die Frau Gräfin mich empfangen will."

Julius betrachtete, statt zu gehorchen, seinen Herrn mit einer bestürzten Miene, während er seinen Hut drehete.

„Nun, worauf warten Sie noch?“ fragte Herr von Ganges mit Erstaunen.

„Herr Graf, weil . . . .“

„Ach so! Es ist in der That sonderbar, daß ich keinen Befehl mehr geben darf, ohne daß man Anstand nimmt, ihn auszuführen! . . . . Rasch, Julius, gehen Sie, und sollte meine Gemahlin schon zu sprechen sein, dann benachrichtigen Sie mich sogleich davon.“

Dann las er sein Schreiben nochmals durch, das ihm mit Geschmack und den gehörigen Rücksichten verfaßt zu sein schien. Indeß, so weit ging seine Eigenliebe als Schriftsteller, konnte er sein Werk nur bewundern. Julius jedoch kehrte nicht zurück, um ihm die erwartete Antwort zu bringen; es verging darüber mehr als eine Viertelstunde. Der Graf wollte eben in seiner Ungeduld von Neuem klingeln, als leise an die Thüre geklopft wurde und Herr Dubreuil eintrat.

Ungeachtet seiner vorgefaßten Meinung, war der Graf doch anfangs über die Bestürzung, die sich auf dem sonst gewöhnlich ruhigen, aber heitern Gesichte des Verwalters zeigte, nicht wenig betroffen. Er deutete dies aber als eine Folge des

gestrigen, im Zimmer der Gräfin Statt gehabten Vorfalls.

„Guten Morgen, Dubreuil, sagte er in wohlwollendem Tone, indem er auf ihn zuschritt; ich freue mich, Sie zu sehen, um mich wegen einiger mir gestern Abend entfahrener Worte bei Ihnen entschuldigen zu können . . . Sie werden mir diese nicht übel nehmen, mein guter Dubreuil, denn ich war sehr traurig und mürrisch; dahingegen bedaure ich heute, wo ich glücklich und zufrieden bin, einen alten Freund, wie Sie, beleidigt zu haben."

Und er streckte ihm seine Hand mit einer Mischung von Adel und Vertraulichkeit, wie sie den Edelmann vom alten Hofe bekundete, entgegen. Dubreuil ergriff seine Hand in großer Aufregung und drückte sie an seine Lippen.

„Herr Graf, stammelte er, Ihre Güte beschämt mich und verdoppelt meine Verlegenheit . . . Woher soll ich den Muth nehmen, Ihnen das mitzutheilen, was Sie doch durchaus erfahren müssen, wenn Sie mich noch mit solchen Beweisen von Achtung und Zuneigung überhäufen?"

„Nun, zum Teufel, Dubreuil, was singen Sie mir da vor? Sie haben ein Gesicht wie eine Leiche,

das mich erschrecken würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Alles um mich her den besten Gang geht! . . . Lassen Sie das Alles gut sein, wenn es sich namentlich darum handeln sollte, daß ein Pächter vielleicht seinen Pachtzins noch nicht entrichtet, oder ein Holzhändler im Augenblicke des Abschlusses einen Reukauf angeboten haben sollte. Darüber berichten Sie mir später, mein lieber Freund; in diesem Augenblicke habe ich aber eine zu große Sehnsucht, meine theure Leocadie zu sprechen . . . ."

Er wollte nun hinaus gehen, doch Dubreuil stellte sich vor ihn hin.

„Herr Graf, sagte er, während ihm die Thränen, die er seit seiner Ankunft nur mit Mühe zurückgehalten hatte, aus den Augen stürzten, Sie können die gnädige Frau nicht sprechen . . . ."

„Was sagen Sie da, Dubreuil? fragte Herr von Ganges, der nun auch unruhig zu werden begann, sollte sie vielleicht erkrankt sein?"

Der Verwalter schüttelte den Kopf verneinend.

„Nun, so reden Sie doch . . . reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich! . . . Wo ist Leocadie, meine Gemahlin?"

„Sie hat, antwortete Dubreuil schluchzend, das Schloß verlassen.“

Der Graf erbleichte.

„Ja, ja, sie ist gewiß weggegangen, um einen Spaziergang zu machen; sie wird aber bald wiederkommen . . . nicht wahr, sie kehrt bald zurück?“

„Mein vortrefflicher Gebieter, erschrecken Sie nicht . . . ich fürchte leider . . . das heißt, ich bin überzeugt . . .“

„Was fürchten Sie? wollen Sie mich vielleicht wahnsinnig machen? . . . Die Gräfin . . .“

„Ist in der Nacht in ihrem Reisewagen abgereist.“

Herr von Ganges schien auf die Kniee sinken zu müssen.

„Das ist unmöglich! das ist eine Ungereimtheit! rief er; welchen Grund könnte sie haben, mich zu verlassen, wenn ich zu ihr zurückkehre, wenn ich sie mehr wie je liebe, wenn ich eben im Begriff bin, mich, ihr zu Gefallen, zu opfern?“

„Ich weiß es nicht, antwortete der arme Dubreuil; aber dieser Brief, den man nach ihrer Abreise im Zimmer gefunden hat, wird Ihnen, Herr Graf, wohl Aufschluß geben.“

Er überreichte dem Grafen ein versiegeltes Schreiben, das dieser mit zitternder Hand öffnete.

Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Sie haben mich beargwöhnt, und Ihr Verdacht hat meinem Herzen eine Wunde geschlagen, die nicht geheilt werden kann. Es würde für die Folge stets eine peinliche Erinnerung, ein bitterer Gedanke, es würden Gewissensbisse uns beide drücken. Sie würden, wenn die ersten Augenblicke unserer Wiedervereinigung vorübergegangen, Ihr altes Mißtrauen nicht vergessen können; ich aber würde Ihr gegen mich begangenes Unrecht nie aus meinem Herzen zu verbannen im Stande sein. Das Leben würde für Einen von uns, ja vielleicht für uns Beide, nur ein Leben der Lüge und Heuchelei sein. Eben so würde, ungeachtet des vorübergehenden Gefühls, welches Sie in diesem Augenblick zu mir zieht, und das ohne Zweifel in dem frischen Bewußtsein begangener Ungerechtigkeit seinen Ursprung hat, eine Trennung Ihnen keinen sehr lebhaften und andauernden Kummer bereiten. Das Leben bietet Ihnen zu viel Verführungen dar, als daß das Opfer, das ich gebracht, Ihnen zu

schwer werden dürfte; das Vergnügen und der Ehrgeiz werden Sie schnell trösten .... Ich, die ich nur durch Sie lebte, ich, die ich in Sie alle Hoffnungen setzte, würde dann nur noch grausamer und länger zu leiden haben; jedoch in der tiefen Abgeschiedenheit, in der ich zu leben beabsichtige, darf ich hoffen, daß mir wenigstens Ihre Achtung bleiben wird, und diese Hoffnung wird mir zum Trost gereichen.

„Leben Sie wohl, Gustav; und haben Sie mich je geliebt, und haben Sie das wahrhaftige Bewußtsein gegen mich begangenen Unrechts, dann beschwöre ich Sie, mich in dem Zufluchtsorte, den ich mir gewählt, nicht zu beunruhigen. Alle Ihre Anstrengungen, mich von meinem unwiderruflichen Vorsatze abzubringen, würden vergeblich sein; sie würden nur den Erfolg haben, daß wir uns gegenseitig erbitterten. In dem Kloster, in dem ich einen Zufluchtsort suchen werde, werde ich Ihrer stets gedenken und den Himmel bitten, daß er Ihnen alles nur mögliche Glück schenke."

Diesem Briefe war ein Actenstück beigefügt, durch welches Frau von Ganges ihr ganzes Ver-

mögen ihrem Gemahl überließ, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Summen und einer sehr bescheidenen Rente, welche sie sich vorbehielt.

Der Graf drehete diesen unbegreiflichen Brief zwischen seinen Fingern umher; er las nicht mehr darin, sondern schien über die Lösung dieses grausamen Räthsels nachzudenken.

„Aber das ist doch Uebertreibung, Narrheit! rief er endlich, sich vor die Stirn schlagend; mich so zu verlassen, da alles Gewölk zerstreuet ist, da ich freiwillig zu ihr zurückgekommen bin, um einträchtig und glücklich mit ihr zusammen zu leben! . . . Sie wird aber ohnmöglich bei diesem unsinnigen Entschluß beharren können . . . . ich werde ihr nacheilen, sie erreichen und hierher zurückführen. . . . Schnell, Dubreuil, lassen Sie mir ein Pferd satteln . . . . Ich reite diesen Augenblick ab . . . ein Pferd, ein Pferd!"

Dubreuil stand unbeweglich.

„Es ist, sagte er traurig, zu spät, sie zu erreichen. Die Frau Gräfin ist unstreitig schon in Paris eingetroffen, wo Ihre Nachforschungen doch für längere Zeit vergeblich sein würden . . . . Ueberdies bedenken Sie, mein gnädiger Gebieter, daß

Frau von Ganges in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung durch einen solchen Schritt Ihrer Seits zu einem betrübenden Aeußersten gebracht werden könnte. ... Dürfte es nicht besser sein, so lange zu warten, bis ihr Zorn sich gelegt hat, um eine Annäherung leichter wieder herbeizuführen, die in diesem Augenblicke doch eine unmögliche sein dürfte?"

„Ist sie Ihnen sehr aufgeregt vorgekommen? fragte der Graf; Sie haben die Gräfin noch vor ihrer Abreise gesehen, Dubreuil; was hat sie Ihnen gesagt?"

„Sie hat mir gesagt, daß sie tausend Mal den Tod vorziehen würde, als ...."

„Als mit mir zu leben, ergänzte der Graf; wie kann sie mich wohl so sehr hassen! Und ich, der ich glaubte, sie würde mir meine Fehltritte vergeben haben .... Sie log also! Sie betrog mich also in der vorigen Nacht, als sie mich mit Freundlichkeit anhörte und sich meinen Glücksplänen anzuschließen suchte! O! die Undankbare! die Undankbare!"

Der gute Dubreuil wollte ihm tröstend zur Seite stehen; doch zeigte ihm der Graf seine Absicht, allein zu sein, unverholen an.

Herr von Ganges schloß sich einen großen Theil des Tages hindurch in seine Zimmer ein. Nachmittags gab er den Befehl, Wagen und Pferde in Bereitschaft zu halten; er wollte nach Paris zurückkehren. Während man nun die Vorbereitungen zu seiner Abreise traf, ließ er Dubreuil in sein Zimmer bescheiden. Er war zwar noch sehr blaß, jedoch ruhig. In dieser letzten Zusammenkunft wurde nur von Geschäften gesprochen. Der Graf gab dem Verwalter die allergenauesten Anweisungen über die verschiedensten Interessen, welche er seiner Aufsicht überließ; und als Dubreuil über diese Geistesgegenwart im Gefolge einer so heftigen Krisis erstaunte, sagte ihm Herr von Ganges in mürrischem Tone:

„Es bleibt mir, mein lieber Freund, nun jetzt nichts weiter übrig, als diese Frau, welche mich haßt, aus meinem Herzen zu verbannen .... Ich werde den Versuch machen!"

„Ach! dahin wird es wohl schon kommen, dachte der gute Mann, welchem die Mittel zur Zerstreuung des Grafen in Paris nicht unbekannt waren; sein Eigensinn ist schon vorüber .... Aber die Andere ... die arme Frau ... sie vergißt das nicht!"

Einige Augenblicke später stieg Herr von Ganges vor seiner ganzen versammelten Dienerschaft in den Wagen.

Als er eben im Begriff stand, abzureisen, bemühte sich der Edelmann, welchem stets daran lag, den äußern Schein zu retten, laut zu Dubreuil, der ihn mit dem Hute in der Hand begleitete, zu sagen:

„Haben Sie ja, lieber Freund, das Schloß gut im Auge, damit die Frau Gräfin und ich bei unserer gemeinschaftlichen Rückkehr nach Saint-Leger Alles in bester Ordnung finden."

Der Verwalter verbeugte sich ehrfurchtsvoll; er wußte indeß recht gut, daß weder der Graf noch die Gräfin von Ganges jemals zurückkommen würden.

IX.

Schluß.

An einem schönen Morgen des nächsten Winters beschäftigte sich Vinet in dem niedrigen Saale des Grauen Hauses damit, sein altes Gewehr mit Feuersteinschloß, eines der Insignien seines Amts, zu reinigen. Neben dem Fenster saß Susanne am Spinnrade, während Fanchette ihres Vaters Wäsche wieder in Stand setzte. Choupille lag schlafend vor dem warmen Kamin und ließ von Zeit zu Zeit ein leises Geknurr des Wohlbehagens hören. Die ganze Familie trug das Gepräge des Wohlbehagens und der Lebenslust.

Der gute Mann hatte nun wieder das volle blühende Ansehen, das bei seiner Ankunft in dieser

Gegend ihn durch die vielen Anstrengungen und Beunruhigungen eine Zeit lang verlassen hatte; Fanchette blühete wie eine Frühlingsblume, und selbst Susanne seufzte nur noch sehr selten, und ihr Mann und ihre Tochter waren, es ist fast unglaublich, überzeugt, sie schon seit einigen Monaten mitunter ein Liedchen trillern gehört zu haben.

Louis Hubert stattete den Bewohnern des Grauen Hauses einen Besuch ab, und auch er schien sich wesentlich verändert zu haben. Seine frühere krankhafte Blässe war verschwunden; in seinen Zügen lag nicht mehr diejenige Traurigkeit, welche diese zu der Zeit zeigten, als er sich noch dem Argwohn und Verdacht ausgesetzt fühlte. Jetzt war er ein heiterer, fröhlicher, junger Mann; die einfachen, aber geschmackvollen Kleider, die er heute trug, erhöheten noch seine heitere Miene.

Der Empfang, welcher ihm von seiten des Aufsehers zu Theil wurde, war auch sehr von dem früheren verschieden. Das ganze Haus kam in Aufregung, sobald er erschien, Binet verließ seine Arbeit, um ihm die Hand zu drücken, Susanne machte ihm einen freundlichen Knix und Fanchette lächelte erröthend. Selbst Chopille kam aus sei-

nem Winkel am Kamin hervor, um ihm die Hände zu lecken und sich an seinen Waden zu reiben, vielleicht um die Schmerzen wieder gut zu machen, die er ihm früher einmal verursacht hatte.

Hubert schien über diesen Empfang zwar sehr erfreut, aber nicht überrascht, da er an denselben bereits seit der Zeit, wo er dem Familienhaupte zweimal das Leben gerettet hatte, gewöhnt war. Indeß setzten ihn diese Zuvorkommenheiten doch sichtbar in Verlegenheit.

„Nun, Vater Binet, fragte er, um die Unter haltung in Gang zu bringen, Sie sind heute früh nicht in Geschäften?"

„In Geschäften? mein Junge, antwortete der Aufseher mit Laune, ei, zum Henker! wozu würde es wohl nützen, im Walde umherzulaufen und zu frieren? Wilddiebe und Sprenkelsteller trifft man jetzt eben so wenig mehr, wie Holzdiebe; ihr Geschäft geht nicht mehr, also auch das meinige nicht .... Seit dieser Schuft von Schulmeister todt und der andere arme Teufel, der Klein-Fuchs, im Gefängniß ist, sind die Leute in Saint-Leger ruhig geworden .... Und, um auf Klein-Fuchs zu kommen, Ihr Hühnchen, wandte er sich an seine

Hausfrauen, habt Ihr den armen Kindern, die da unten in der Haide nun ganz allein sind, auch Nahrungsmittel geschickt? Denn wenn auch ihr Vater sich schlecht aufgeführt hat, so können deshalb die Kinder nicht Hungers sterben!"

„Ja, ja, beunruhige Dich deshalb nicht, antwortete Fanchette, sie haben ein halbes Stück Käse und ein ganzes Brod erhalten."

„Das lasse ich mir gefallen . . . Und ich sage Dir, mein Junge, es ist eine wahre Schande, so im Ueberfluß zu schwelgen, wie wir dies jetzt thun. Wir stehlen unserm Herrn geradezu das Geld aus der Tasche und er müßte uns eigentlich Alle verabschieden. Wozu hilft es, das Wild zu beaufsichtigen, wenn Niemand welches zu stehlen denkt? Deshalb wird nun aber auch mein Bauch wieder mit Gewalt fett . . . Sehet nur, fügte er mit kläglicher Miene hinzu, und indem er die große Rundung seines Bauches zeigte, es ist nicht möglich, daß man in den Grenzen des Anstandes bleiben kann; man wird auf eine wahrhaft schändliche Weise fett . . . Doch Gottes Wille geschehe! Nun, Hubert, welche Neuigkeiten bringst Du uns aus dem Dorfe? was ist da vorgefallen?"

„Nichts von Bedeutung, Herr Vinet; wahrscheinlich wissen Sie es schon, daß Herr Dubreuil gestern Abend von Paris zurückgekommen ist.“

„Ei, zum Henker! Und spricht er von der.... der Schloßherrschaft?“

„Ich weiß es nicht; er sieht aber sehr traurig aus. Man versichert, daß der Herr Graf und die Frau Gräfin sich gänzlich getrennt haben, daß die Gräfin sich stets in einem Kloster aufhält, und daß...“

„Sei still, Hubert, unterbrach ihn der Aufseher mit Aufregung; wenn Herr Dubreuil nichts sagt, dann darf man auch nichts sagen. Man muß nicht in die Geheimnisse von Leuten dringen, die unsere Vorgesetzten sind und die, ungeachtet ihres großen Namens und ihres großen Reichthums, vielleicht doch sehr zu bedauern sind!“

Die Unterhaltung stockte. Vinet träumte und Hubert wurde von Augenblick zu Augenblick befangener. Endlich schienen den Aufseher die trüben Gedanken, in die er gesunken war, zu verlassen und ein Lächeln trat wieder auf seine Lippen.

„Und hast Du, mein Junge, sagte er, boshaft mit den Augen blinzelnd, mir heute gar nichts Besonderes zu sagen?“

Bei dieser Eröffnung hob Susanne den Kopf in die Höhe, Fanchette aber neigte den ihren auf ihre Arbeit.

„Ja, ja, Herr Vinet, sagte der junge Mann verlegen, ich wollte Ihnen sagen . . . .“

Seine Furchtsamkeit ließ ihn jedoch nicht ausreden, denn in dem Augenblicke, wo er einen Wunsch, den die Anwesenden vielleicht zu hören erwarteten, äußern wollte, fehlte ihm dazu der Muth; plötzlich stammelte er bestürzt und mit zusammengeschnürter Kehle:

„Es ist heute früh sehr kalt, Herr Vinet.“

Der Aufseher zuckte die Achseln, während seine Frau ein Zeichen von Ungeduld blicken ließ. Nun blieb der arme Hubert ganz stecken.

„Ja, wahrhaftig, es ist heute sehr kalt, wiederholte er; mir kam sogar der Gedanke in den Kopf, die Thränenquelle zu besuchen . . . Jeder Wassertropfen bildet eine Perle, einen Diamanten, der an der Wölbung hängt; ich war ganz geblendet . . . Ah! Mamsell Fanchette, haben Sie die Quelle schon gesehen, seit sie zugefroren ist? Es giebt nichts Schöneres . . . .“

„Ah so! mein Junge, unterbrach ihn der Auf-

seher in einem scherzenden Tone, mußt Du denn mit Fanchette von der Quelle, von Perlen und einem Haufen Dingen, die Du heute früh schon gesehen hast, sprechen? Deshalb brauchtest Du Deine Sonntagskleider nicht anzuziehen und Deine Arbeit im Stich zu lassen!"

„Das ist wohl richtig, Herr Binet, sagte der junge Mann in voller Verwirrung; ich hatte in der That ganz andere Dinge im Kopfe . . . aber ich bin so schrecklich dumm! . . . Wenn ich sprechen will, dann kommt es mir vor, als könne ich kein Wort über die Zunge bringen. Ich hatte an meinen Onkel, den Meiereibesitzer in der Gegend von Caud, geschrieben, daß er mir beispringen sollte; es ist ihm aber unmöglich, jetzt zu kommen, da er mit Holzschlagen, das ohne ihn nicht besorgt werden kann, beschäftigt ist."

„Ei, zum Henker, mein Junge, wir brauchen weder Deinen Onkel, noch sonst Jemanden, um unsere fragliche Sache in Ordnung zu bringen . . . Laß mich Dir beispringen, sonst kommen wir doch wohl nie zum Ende . . . Ich weiß sehr gut, weshalb Du seit mehrern Monaten täglich hierher

kommst; es handelt sich bei Dir um meine Tochter, nicht wahr?"

„Wie! Herr Vinet, fragte Louis erstaunt, Sie haben es errathen?"

„Das war wohl, bei Gott, nicht schwer, sagte der Aufseher grinsend; nun, ihr Hühnchen, kommt einmal hierher . . . Das ist eine Sache, die Euch betrifft, zum Henker! Ihr könnt später weiter arbeiten."

Die beiden Frauen verließen ihre Arbeit und setzten sich, die Eine verwirrt und zitternd, die Andere weichmüthig und weinerlich gestimmt, um den Kamin.

„Nun laß hören, mein lieber Louis, sagte der Aufseher kurz, nachdem Alle um ihn herum Platz genommen hatten, ich liebe keine Umwege . . . . Du liebst meine Tochter und ich bin der Meinung, daß auch Du ihr nicht mißfällst; ist das nicht wahr, Fanchette?"

Das junge Mädchen senkte, halb lächelnd, halb böse, den Kopf.

„Aber, Vater, stammelte sie, wie sagst Du das?"

„Nun, zum Henker, wie soll ich denn anders sprechen? ist es denn nicht wahr? Du antwortest

nicht? . . . wer schweigt, willigt ein; hast Du's gehört, Louis?"

„Ach, Mamsell, rief nun Hubert, 'wie danke ich Ihnen! . . ."

„Noch einen Augenblick, mein Junge, Du kannst Dich nachher bedanken; laß mich aber erst zu Ende kommen . . . . Der Punct also steht fest; Fanchette wird die Zierpuppe nicht zu sehr spielen, um Madame Hubert zu werden. Ich meiner Seits habe Dir nichts abzuschlagen; Du bist, trotz der alten Geschichte, die Dir so viel Kummer gemacht hat, ein braver Junge; Du hast mir zwei Mal das Leben gerettet; also hast Du von meiner Seite keine Schwierigkeiten zu erwarten; und eben so wenig wird Susunne, fuhr er, sich zu seiner Frau wendend, fort, einen Einspruch gegen diese Heirath zu machen haben."

„Ich möchte meine Tochter nicht gern verlassen", sagte Mutter Vinet, während sie wie gewöhnlich weinte.

„Schon gut, schon gut, alle Mütter sagen anfangs so . . . . In der Hauptsache sind wir nun Alle einig. Das ist aber noch nicht Alles, mein Junge! In der Welt ist nichts leichter, als sich

zu verheirathen; man muß sich nur hüten, daß das Elend sich nicht in die Wirthschaft einschleicht, denn dieses niederträchtige Elend verdirbt die besten Dinge. Nun laß uns darüber ein wenig sprechen: Du hast kein Vermögen, und ich kann meiner Tochter keine Mitgift geben, denn da unten in la Rochette sind mir die gebratenen Lerchen nicht in den Mund geflogen, und hier sind wir noch zu kurze Zeit, als daß ich schon hätte einen Groschen zurücklegen können. Wenn nun aber weder der Eine noch die Andere etwas hat, wie wollt Ihr Euch dann einrichten? Die Liebe erkaltet bei trockenem Brode, und wenn nun obenein noch Familie kommt . . ."

„Herr Binet, unterbrach ihn Hubert lebhaft, ich betreibe nun wieder mein Drechslergeschäft. Seit diesen letzten Geschichten geht meine Arbeit wieder, als wäre es gesegnet; man bringt mir aus allen Gegenden zu thun und selbst bedeutend; einige Arbeiten werden gleichzeitig sehr gut bezahlt."

„Ganz gut; ich weiß wohl, daß es Dir nicht an Talent fehlt, und ich habe Arbeiten von Dir gesehen, die henkermäßig gut gedrehet waren... Aber glaubst Du denn, in so einem kleinen Dorfe, wie Saint-Leger ist, hinreichende Hülfsquellen zu

finden, um leben und eine Familie erhalten zu können? Du solltest Dich lieber in einer großen Stadt wie zum Beispiel in Chartres, Rambouillet, ja selbst in Paris niederlassen . . . ."

„Sprechen Sie mir nicht davon, Herr Vinet, sagte Louis mit einer Art von Schauder; eine Stadt! ich würde in einer Stadt innerhalb einiger Monate sterben. Wenn ich den Himmel, die Bäume, das Grün nicht mehr sähe, würde mich der Kummer bald aufzehren . . . . Sie können es glauben, das wäre ja stärker, wie ich selbst . . . . Ich will Ihnen sagen, ich hatte die Absicht, das Haus, in dem ich jetzt wohne, zu verlassen, denn die Sonne scheint nur drei Monate hindurch in dasselbe, und das der Mutter Johanne am Eingange des Dorfs zu miethen; es ist dies so eine kleine Schachtel, von der aus man das ganze Feld übersieht . . . . es ist so eingerichtet, daß man darin vor Wohlgefallen in Ohnmacht fallen könnte, und gewiß würde sich Mamsell Fanchette sehr in dieser niedlichen Wohnung gefallen. Aber, aber . . . ."

„Es fehlt Dir an Münze, weil die harten Thaler nicht da sind, nicht wahr, mein Junge? sagte Vinet mit einem traurigen Lächeln. Zum Henker!

ich hatte also doch Recht . . . . Also hört, meine Kinder, da Ihr Euch doch nur unter der Bedingung, unglücklich zu werden, verheirathen könnt, so frage ich Euch, ob es wohl der Mühe lohnt, sich da noch hineinzumischen?"

Die beiden jungen Leute fühlten gar wohl die Wahrheit dieser Worte; jedoch waren sie, wie dies gewöhnlich der Fall ist, anderer Meinung. Fanchette vergoß heimlich eine Thräne, während Louis auf seine Liebe zur Arbeit und die Gewißheit, damit sein Brod zu verdienen, sich stützte.

Vinet hörte mit hochgehobenem Kopfe zu.

„Zum Henker, mein Junge, erwiederte er, es ist das, was ich eben sagte, nicht so berechnet gewesen, als hätte ich Dich quälen wollen; aber ich sehe weiter, und meine Pflicht als Vater gebietet mir, vorsichtig zu sein . . . . Nun höre, was zu thun sein wird: Wir warten noch ein fünf bis sechs Monate. Du, mein lieber Louis, wirst muthig arbeiten und jeden Pfennig zurücklegen; wir unsrer Seits werden so eingeschränkt, wie nur möglich, leben, um an Eurem Hochzeitstage einige Thaler vorzeigen zu können; und wenn Alles so geht, wie ich hoffe, wenn sich weder Krankheiten bei uns einstel-

len, noch wenn ich Verluste erleide, dann können wir im nächsten Sommer . . . . Nun, laßt nur gut sein, zum Henker! Es mag dies wohl gerade nicht nach Eurem Geschmack sein, aber sagt mir, zum Teufel, was ich thun soll?"

In der That waren die beiden Verlobten sehr bestürzt. Nur Susanne gab in ihrem mütterlichen Egoismus diesem Vorschlage, der ihr gestattete, ihre Tochter noch einige Monate um sich zu behalten, durch ein Zeichen ihren vollen Beifall zu erkennen.

Ein ängstliches Schweigen herrschte nun von Neuem in diesem kleinen Kreise. Vinet schien unerschütterlich und Louis wagte es nicht, gegen die ihm wohlbekannte Hartnäckigkeit des Aufsehers sich aufzulehnen.

Draußen ließ sich ein Geräusch von Tritten hören.

„Zum Henker, wer stört uns wohl in diesem Augenblicke?" fragte der gute Mann launig.

Es war Herr Dubreuil, der Verwalter, der in seinem weiten Fuchspelze eintrat. Vinet's Zorn war sofort verflogen; er erhob sich mit diensteifriger Miene, bot dem Ankommenden einen Stuhl an und

sagte ihm die gewöhnlichen Artigkeiten. Die jungen Leute, so wie Susanne, grüßten zerstreut.

Nach einem Augenblicke sagte Herr Dubreuil gewichtig:

„Sie wissen, Vinet, daß ich von Paris zurückgekommen bin, wo ich unsere Herrschaft gesprochen habe, von der ich Ihnen Nachrichten bringe."

„Nachrichten von ihnen? ach! desto besser.... Wird der Herr Graf nicht nach Saint-Leger kommen, um einen Hirsch zu schießen? Und wie befindet sich die schöne, die gute Frau Gräfin jetzt? Sie war wie mein Kind, Herr Dubreuil, und wenn ich daran denke, daß sie Kummer haben sollte ... zum Henker! ..."

„Sie haben mich nicht verstanden, Vinet, antwortete der Verwalter mit einer gewissen Aengstlichkeit; wenn ich von Nachrichten spreche, so will ich damit sagen, daß ich nur Befehle erhalten habe, die ich Ihnen mittheilen soll."

Der gute Mann sperrte, irre gemacht, die Augen weit auf.

„Vinet, fuhr der Verwalter fort, der Herr Graf hat nicht vergessen, welche Dienste Sie ihm, mit Gefahr Ihres Lebens, geleistet haben .... Sie

haben seine Waldungen von der gefährlichen Gesellschaft der Wilddiebe, die diese unsicher machten, befreit. Durch Ihre geschickten Veranstaltungen, durch Ihren Muth haben Sie die Gefangennehmung und den Tod dieses heuchlerischen Schulmeisters herbeigeführt. Durch das Wiederauffinden der Brieftasche des Herrn von Barneville haben Sie Ihren Gebieter von der Anklage des Mordes befreit.... Alles dieses verdient eine Anerkennung, und wenn Herr von Ganges durch andere Gedanken bisher davon abgehalten wurde, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so wünscht er jetzt, wo er ruhiger geworden ist, seine Schuld bei Ihnen abzutragen. Sie haben, mein lieber Vinet, es nun erreicht, Ihre letzten Lebenstage ruhig hinbringen zu können; Sie sollen durchaus keinen Dienst mehr thun. Sie sind zum Vorstande aller Aufseher von Saint-Leger ernannt und Ihnen müssen diese nun Rechenschaft über ihr Thun geben. Sie werden dieses Haus verlassen und für die Folge in dem Seitengebäude des Schlosses wohnen."

Vinet erstickte fast in seinem Glücke; Hubert war nachdenklich und Susanne weinte, dieses Mal

aber vor Freuden. Nur Fanchette hatte so viel Kraft, ihre heiße Erkenntlichkeit auszudrücken.

„Möge Gott, sagte sie mit Wärme und die Augen gen Himmel hebend, dem vortrefflichen Herrn lohnen, daß er meinem armen Vater ein so ruhiges und glückliches Leben bereitet hat!"

„Heben Sie etwas von Ihrem Segen auf, meine liebe Kleine, sagte der Verwalter mit einem melancholischen Lächeln, um Ihre persönlichen Schulden damit zu bezahlen; ich habe noch einen Auftrag von einer anderen, der Achtung eben so würdigen Person erhalten. Die Frau Gräfin hat eine besondere Zuneigung zu Ihnen, Fanchette. Ueberdies sind Sie die Tochter eines ihrer alten Freunde noch aus ihrer Kindheit her, und sie hat daher die Absicht, Sie an ihren Wohlthaten Theil nehmen zu lassen. Sie hat mir daher den Auftrag gegeben, Ihnen diesen Schein von sechstausend Franks zu übergeben, die Ihnen Herr Moritz, der Notar von Saint-Leger, auszahlen wird. Dies soll, wenn Sie sich mit einem Ihrer würdigen Manne verheirathen wollen, Ihr Hochzeitsgeschenk sein, wenn dieser nicht schon, und dabei warf er einen lächelnden Blick auf Hubert, gefunden sein sollte . . . . Noch mehr, ich

habe sogar den Befehl erhalten, die Hochzeit, wenn es so weit sein wird, auszurichten."

Wir überlassen es dem Leser, sich die Freude der Familie Binet unter dieser Lawine von Glück zu denken. Fanchette betete, Susanne schluchzte immer stärker, der Aufseher beging Ungereimtheiten und tanzte umher, während er das Papier, das ihm der Verwalter übergeben hatte, hin und her betrachtete. Nur Hubert schien betäubt zu sein und stand unbeweglich da. Plötzlich stand Binet vor ihm:

„Nun, zum Henker, was stehst Du so traurig da wie eine Nachtmütze? begreifst Du denn gar nichts? fragte er .... Nun giebt es keine Hindernisse bei der Heirath mehr .... Dieses Papier ist zweitausend Thaler werth und das ist Fanchette's Mitgift, die Du nun heirathen sollst; Du kannst jetzt das Haus der alten Johanne kaufen und wir wohnen dann im Schlosse ganz nahe bei Dir und werden Alle zufrieden sein, selbst Susanne inbegriffen, die ihre Tochter dann, so oft sie will, besuchen kann; ich aber werde wahrscheinlich so dick wie ein Faß werden, doch soll mich das wenig kümmern! ... Und Du freust Dich nicht einmal? Du bist ja verteufelt schwer von Begriffen."

„Herr Binet, Herr Binet, sagte nun der arme Junge in einem kläglichen Tone, die Sachen haben sich seit einem Augenblicke wesentlich geändert . . . Nun ist Mamsell Fanchette reich und ich stehe zu tief unter ihr, um es wagen zu können . . . . .“

„O! Du Dummstolz, Du wolltest sie heirathen, als sie nichts hatte? Würdest Du sie vielleicht nicht genommen haben, wenn Du plötzlich reich geworden wärest? . . . Ich sehe wohl, ich muß den Herrn beim Kragen nehmen, damit er meine Tochter, eine Erbin, nun heirathet! . . . Aber sieh sie doch nur an, Louis, sagte der Aufseher, indem er ihn zwang, sich nach Fanchette umzusehen; um Gottes Willen, sieh sie doch nur an!“

Hubert betrachtete seine niedliche Verlobte, welche schamroth lächelnd und die Augen voller Thränen ihm die Hand entgegenstreckte. Er wollte dieser stummen Aufforderung widerstehen, aber die Versuchung war zu stark; seine Willenskraft unterlag, er stürzte auf das junge Mädchen los und schloß dasselbe in seine Arme.

„Das lasse ich mir gefallen! rief Binet entzückt, und nun komme her, mein Junge, und umarme Deinen Vater und auch Deine Mutter . . .

aber auch diesen guten Herrn Dubreuil, der mit zu der Hochzeit kommen wird . . . Ei, Henker! . . ."

Und während sich diese rechtschaffene Familie ungetrübt ihrer Freude überließ, sagte Dubreuil gerührt:

„Die arme Frau! ich bin überzeugt, sie würde einen Trost in ihren Leiden finden, sähe sie das Glück dieser braven Leute, denn es ist ihr Werk!"

Ende.

Camenz, Druck von C. S. Krausche.

Berthet, Élie,

Das Graue Haus oder die Wilddiebe

Bd.: 2

Leipzig 1855